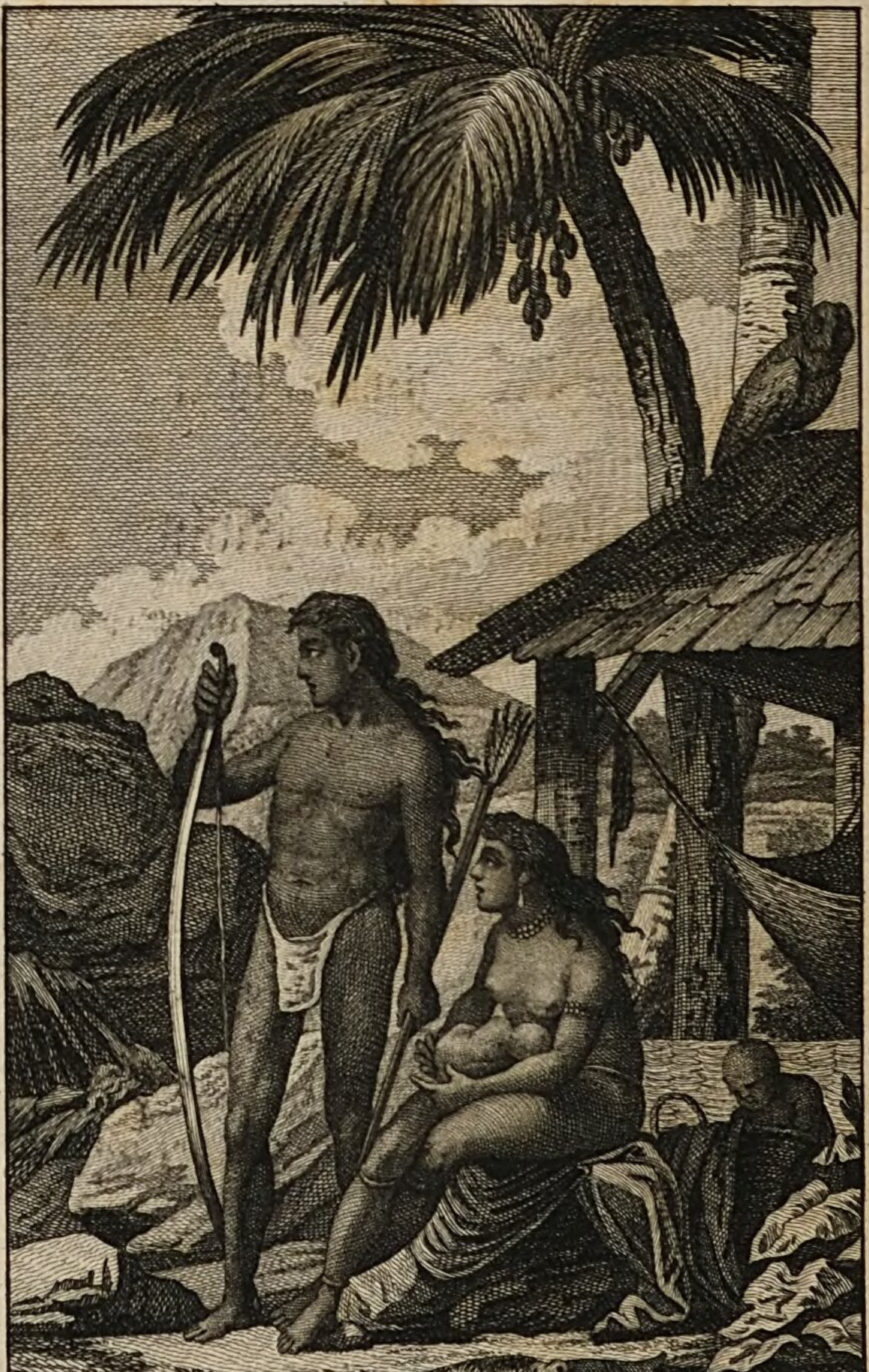
[Verfasser:
Vicomte de Galard-Terraube.]



M: del. Blaschke sc.

Neue Reise nach Cayenne,

oder

zuverläßige Nachrichten

von

der französischen Guiane

jetzigen Deportationsort der Franzosen.

Wien und Prag

bey Franz Haas Buchhändler.

1800

Vorrede des Uibersetzers.

Seitdem die französischen Gesetze den Tod unter der Guillotine in Deportation nach der Guiana verwandelt haben, zieht dieses Land nicht mehr bloß die Aufmerksamkeit des Geographen, sondern jedes Mannes von Gefühl auf sich. Wer folgte nicht einem Püchegrü, einem Barthelemy und so vielen andern unglücklichen Opfern des achtzehnten Fructidors in den Ort ihres Exils? wer entwarf sich nicht irgend ein Bild von ihrer Lage? wer wünschte nicht theils von den Gefahren unterrichtet zu seyn, worein sie durch ein fremdes Clima und eine ungewohnte Lebensweise versetzt wurden, theils von den Annehmlichkeiten, womit etwa ihr Schicksal unter der brennenden Zone erleichtert werden könnte?

Man wußte bis jetzt von der holländischen Guiana weit mehr als von der französischen, und es scheint, daß man sich von der letztern viele falsche Vorstellungen gemacht habe. Zu den neuesten Beschreibungen derselben gehört außer derjenigen welche wir hier liefern, die des Bürgers Lescalier, welchem ehemahls die Administration der französischen Guiana anvertraut war. Sie steht auch unter einer andern Gestalt, in vier Briefen, als Nachtrag zu der Reise des Engländers Stedmann, in der französischen Uibersetzung des B. Heury.

Lascalier schildert die französische Guiana beynahe wie unser Verfasser als ein gesundes, und von der Natur in mancher Rücksicht begünstigtes Land. Die französischen Journale haben in neuern Zeiten diese Autorität so gut als möglich benutzt, um ihre Regierung gegen Vorwürfe wegen der harten Behandlung der Deportirten in Schutz zu nehmen. Das Directorium hat den Verwiesenen auch erlaubt, beysammen zu wohnen, sie können in einem Bezirke von zwanzig Stunden überall frey umhergehen, jeder hat einen Morgen Landes, man

versorgt sie mit Lebensmitteln, Leinwand und Kleidern aller Art; wer sich durch die Jagd und den Fischfang zerstreuen will, erhält Flinten, Pulver und Bley, und die Regierung bezahlt vier Indianer, welche sie zu diesem Behufe gebrauchen können.

Ich hoffe, man werde diese aus sicheren Quellen geschöpfte Nachrichten nicht ohne Theilnahme lesen, so unbedeutend auch dieser Ersatz für den Verlust des vaterländischen Heerdes, der häuslichen Freuden, so wie des Umgangs mit Freunden, Bekannten und Anverwandten seyn mag.

Was das von uns übersetzte Original betrifft, so ist es kürzlich bey dem Buchhändler Tilliard zu Paris unter dem Titel:

Tableau de Cayenne, ou de Guiana Françaiſe erschienen. Der ungenannte Verfasser, welcher sich für einen in den Wissenschaften nicht fremden Krieger ausgibt, hat die Gegenden, welche er beschreibt, dreymahl bereist, und sorgfältig beobachtet. Seine Darstellung ist einfach, anspruchslos, für Leser aller Art berechnet, und man wird nirgends auf eine Spur

stoßen, welche die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten verdächtig machen könnte.

Hin und wieder haben wir uns bey Nebendingen einige Abkürzungen erlaubt, und wo es zur größerer Deutlichkeit nöthig schien, einige Anmerkungen theils gleich in den Text, theils als Noten eingeschalten.

Der Verf. deckt noch in einem Anhange eine Menge Blößen und Widersprüche einer neuerdings in Paris erschienenen „Voyage à la Guiana et à Cayenne, fait en 1789 et années suivante" auf. Für teutsche Leser konnte diese Recension von keinem Interesse seyn, wir warnen aber rüstige Uibersetzer, denen das Buch in die Hände fallen möchte.

Inhalt.

Seite

Beschreibung der französischen Guiana = = 2

Erstes Kapitel.

Von der Guiana überhaupt = = = = 5

Zweytes Kapitel.

Von der französischen Guiana = = = 9

Drittes Kapitel.

Von der Colonie zu Guiana überhaupt, von ihrem gegenwärtigen Zustande, und von einigen besondern Gebräuchen daselbst = 13

Viertes Kapitel.

Clima der Guiana = = . = = 24

Fünftes Kapitel.

Anbau = = = = = = = = 33

Sechstes Kapitel.

Von den Indianern oder den Wilden = = 43

Seite

Siebentes Kapitel.

Von den Erzeugnissen aus dem Pflanzenreiche = 63

Achtes Kapitel.

Lebensmittel, welche man in der Guiana findet 78

Neuntes Kapitel.

Fische = = = = = = = = 85

Zehntes Kapitel.

Insekten = = = = = = = 95

Eilftes Kapitel.

Kurze Darstellung der Guiana in Naturhistorischer Hinsicht = = = = = 100

Zwölftes Kapitel.

Von den Negern = = = = = = 109

Dreyzehntes Kapitel.

Nautische Beobachtungen = = = = 116

Beschreibung

der

französischen Guiana.

Wenn dieses Werk wegen des Gegenstandes, den es behandelt, zu jeder Zeit eine günstige Aufnahme gefunden hätte, so zieht es ohne Zweifel unter den gegenwärtigen Umständen die Aufmerksamkeit um so mehr auf sich. Ich schmeichle mir, daß ich vielleicht besser als irgend jemand im Stande bin, die gerechte Neugierde des Publikums zu befriedigen; denn ich schreibe nicht nach fremden Materialien, sondern nach eigenen, mit Sorgfalt gemachten, und öfters wiederhohlten Beobachtungen. Ich hielt mich ungefähr ein Jahr lang in der Guiana auf, und machte drey verschiedene Reisen dahin, hauptsächlich um die

Seekarten zu berichtigen, und um der Regierung eine getreue Darstellung von einem Lande zu machen, über welches man so viele Vorurtheile, zweifelhafte und widersprechende Nachrichten hatte. Da ich mir schon auf der ersten Reise viele Kenntnisse und Beobachtungen gesammelt hatte, so wurde ich ausdrücklich zu den zwey andern Reisen ernannt. Ich bin nichts desto weniger weit entfernt, mir die Freyheit zu Nutzen zu machen, welche sich Personen, die von weit entlegenen Gegenden schreiben, nur zu oft anmaßen. Ich werde das Zutrauen des Publicums durch die strengste Wahrheitsliebe zu verdienen suchen, und deßwegen dasjenige auf's genaueste vortragen, was ich in meinem Tagebuche zu einer Zeit aufzeichnete, wo ich die Gegenstände vor Augen hatte, und mit der größten Leichtigkeit unmittelbar aus den besten Quellen schöpfen konnte.

Da mich kein Privatinteresse leitet, und ich zu keiner Faktion gehöre, so werde ich politische Meinungen ganz und gar nicht berühren. Ich habe nur Einen Zweck, nähmlich den, die Ungeduld auf eine würdige Art zu befriedigen, womit man sich nach Berichten über die bis jetzt

ganz unbekannt gebliebene französische Guiana umsieht, falsche Begriffe, die man sich gewöhnlich davon macht, zu berichtigen, und die Aufmerksamkeit auf Gegenstände zu leiten, welche es wirklich verdienen. Alles übrige kann ich füglich den Einsichten meiner Leser überlassen; da ich ihnen das Lokal sehr genau beschreibe, so können sie das, worüber sie nach ihren besondern Umständen unterrichtet zu seyn wünschten, leichter errathen, als ich es ihnen sagen könnte.

Es ist ganz falsch, wenn man der französischen Guiana den Nahmen Insel von Cayenne gibt. Es existirt zwar eine Insel, auf welcher die Stadt Cayenne, der Hauptort der Colonie, und die auch darnach benennt wird, erbauet ist; man sieht aber nichts von dieser Insel, wenn man die Küsten befahrt. In zwey Drittheilen ihres Umfangs ist sie von dem festen Lande nur durch Flüsse getrennt, welche man in einigen Minuten durchschifft, sie hat nur wenige Wohnungen, und in ihrem größten Durchmesser nicht mehr als fünf bis sechs Meilen.

Die französische Guiana hingegen, zu welcher sie gehört, ist von einer Ausdehnung, deren Grenzen nach dem Innern des Landes zu, nie-

mahls genau bestimmt worden sind, und ihre Küsten sind über hundert Meilen lang vom Meere bespühlt. Sie erstrecken sich vom Flusse des Cap de Nord, (ungefähr am zweyten Grade der nördlichen Breite) wo sie nicht weit von der Mündung des Amazonenflusses von der Portugiesischen Guiana getrennt sind, bis an den Maronifluß, wo sie am entgegen gesetzten Ende an die holländische Colonie Surinam stoßen.

Wir werden die hauptsächlichsten Gegenstände unter besondere Kapitel bringen, damit desto mehr Ordnung und Deutlichkeit in unserm Vortrage herrsche.

Erstes Kapitel.

Von der Guiana überhaupt.

Derjenige Theil des südlichen Amerika's wird Guiana genannt, welcher sich längs des Meeres von dem linken Ufer des Maragnon oder Amazonenflusses an, beynahe unter der Aequinoctiallinie, bis rechts an den Orinoco erstreckt. Nach dem Innern des Landes zu sind die Grenzen von Guiana noch nicht so genau bekannt; man bekümmerte sich auch um so weniger darum sie sorgfältig zu bestimmen, da die Cultur immer nur in einer mäßigen Entfernung von den Küsten betrieben wurde: indessen nimmt man gewöhnlich an, daß sie bis an den Rio-Negro, welcher ein Arm des Orinoco zu seyn scheint, und sich in den Amazonenfluß ergießt, reichen. Wir verstehen also in Zukunft unter dem Ausdrucke Guiana überhaupt jenen beträchtlichen Flächenraum, dem die Natur selbst seine Grenzen bestimmt zu

haben scheint, und welcher zwischen dem Ocean dem Amazonenfluß, dem Orinoco und dem Rio-Negro liegt.

Was die Producte und das Clima anbelangt, so sind sie in der ganzen Guiana einander gleich. Das Land selbst ist unter vier Mächte getheilt, nähmlich Portugall, welches einen Raum von ungefähr fünf und zwanzig bis dreyßig Meilen zwischen dem Amazonen- und Cap de Nordfluß besitzt; Frankreich, welchem der Theil von dem letztern Flusse an bis an den Maroni gehört; Holland, welches vom Maroni bis an den Pomaron, und Spanien, welches von dem letztern Flusse an bis an den Orinoco herrscht. Es gibt kein Land auf der Erde, welches von so vielen Flüssen durchschnitten wäre, wovon die meisten beträchtlich, und einige eine, zwey, bis drey Stunden breit an ihrer Mündung sind. Dieses kommt hauptsächlich von der Ebbe und Fluth her, so wie von der Beschaffenheit des Bodens, welcher gegen die Küsten zu sehr niedrig ist, und die Ausdehnung der Flüsse nicht im mindesten verhindert.

Wirft man einen Blick auf die Karte, so erstaunt man über die Menge der natürlichen Canäle und ihre Richtung; sie scheinen sich gegen ihren Ursprung hin einem gemeinschaftlichen Mittelpuncte zu nähern, und bey ihrem Ausflusse in das Meer sich beynahe wie ein Fächer auszubr

ten. Wie leicht sollte man nicht unter diesen Umständen in das Innere des Landes dringen, die Erzeugnisse schnell und ohne Kosten dem Meere zuführen, und die verschiedenen Theile vermittelst schiffbarer Canäle verbinden können! Leider stehen aber hier unübersteigliche Hindernisse im Wege. Alle diese Flüsse werden in ihrem Laufe durch mehr oder weniger zahlreiche und beträchtliche Fälle unterbrochen, wodurch die Schifffahrt gänzlich gehemmt wird. Man zieht die leichten Kähne an das Land, schafft sie durch Menschenhände oberhalb des Falls, und setzt da den Weg weiter fort. So mühsam dieses schon bey den unbedeutendsten Ladungen ist, so unmöglich wäre es bey jeder anderen Art von größern Schiffen. Es müßte eine Anzahl derselben längs des Flusses bereit liegen, worauf die Produkte oder Waaren bey jedem Falle geladen, und zu Lande wieder in den Strom gebracht werden müßten.

Nur sehr beträchtliche Vortheile könnten für eine so kostspielige und langsame Schifffahrt entschädigen, und doch wäre diese Unbequemlichkeit nicht die einzige. Auf mehreren unter diesen Flüssen trifft man den ersten Wasserfall schon sechs bis sieben Meilen aufwärts an; hier verengt sich das Beet der meisten außerordentlich, und es ist zuweilen durch Felsen gehemmt, welche die Schifffahrt sehr mühsam und gefährlich machen könnten. Man erstaunt, daß ein Fluß, der zwey

Stunden zuvor wegen seiner Ausdehnung und seines majestätischen Laufes bewundert wurde, jetzt kaum so breit als die Seine in Paris ist. Es versteht sich, daß Privatpersonen von diesen beschwerlichen Reisen bald abgeschreckt sind, und weil die Regierung dieselben nie begünstigt hat, so wurden die meisten dieser Flüsse nur in einer kleinen Strecke aufwärts befahren, und man kennt eigentlich von diesem weitläufigen Lande nichts als die Küsten.

Man wird sich nun leicht einen Begriff von der Guiana überhaupt machen, und wir gehen jezt zu dem hauptsächlichsten Gegenstand dieses Werks, der französischen Guiana, über.

Zweytes Kapitel.

Von der französischen Guiana

Wir haben ihre Grenzen im vorhergehenden Kapitel bereits angegeben, und wir werden am Ende dieses Werks in einem besondern Kapitel alles anführen, was auf die Richtung und Schnelligkeit der Ströme, auf die herrschenden Winde, Ebbe und Fluth, auf die Tiefen und Lagen der Küsten, und andere Nautische Beobachtungen Bezug hat, welche nicht jeder Classe von Lesern gleich interessant sind.

Die französische Guiana wird ausser den Flüssen Cap de Nord und Maroni, noch von dem Oyazock, Aprovague, Ouya, Kouxou und Sinamari bespühlt.

Die Franzosen setzten sich zum erstenmahle gegen das Jahr 1635 in der Guiana fest; sie verließen sie bald darauf, Engländer kamen dahin, aber gegen das Jahr 1664 nahmen sie wieder Besitz davon. In vielen Gegenden ist der Bo-

den vortrefflich, im Ganzen genommen sind die Erzeugnisse von vorzüglicher Güte, man kann sich leicht seinen Unterhalt verschaffen, die Luft ist gesünder als in irgend einer der Antillen, und zugleich ist der Umfang des Landes beträchtlicher. Wenn bey allen diesen Vortheilen eine so schöne Colonie bis jetzt noch immer so sehr zurück ist, so kommt es bloß daher, weil man sie nicht gehörig zu schätzen wußte, und nichts unternahm, um sie empor zu bringen. Wir werden nicht ermangeln, alle diese Wahrheiten in ihr gehöriges Licht zu stellen.

So unbedeutend auch die Stadt Cayenne an sich selbst ist, so sehr sie auch in Vergleichung mit der übrigen Guiana nur als ein Punct erscheint, so wollen wir doch zuerst von ihr handeln, da sie die Hauptstadt, ja die einzige Stadt in der Colonie, der Sitz der Regierung, der Gerichtshöfe und des Militairs ist.

Die Stadt Cayenne liegt am Meere, vier Grade sechs und funfzig Minuten nördlicher Breite, und vier und funfzig Grade und einige Minuten westlicher Länge, am rechten Ufer und an der Mündung des Flusses von gleichem Nahmen, welcher daselbst ungefähr eine Stunde breit ist. Diese Stadt ist klein, die Häuser sind von Holz, und ziemlich schlecht gebauet; sie ist mit einem sumpfigen Graben und schlechten Wällen umgeben, welche eine Art von unregelmäßigem

Sechseck bilden. Das Fort, welches sie bestreicht, ist von Erde, und gegen das Meer zu ziemlich fest, besonders da bey der geringen Tiefe nur Schiffe von mittlerer Größe sich auf Schußweite nähern können.

Die einzigen etwas merkwürdigen Gebäude sind die, wo die Regierung ihren Sitz hat, und die ehemahlige Wohnung der Jesuiten; sie bilden allein zwey große Facaden, dem Exerzierplatz gegenüber. Dieser gewährt einen äußerst angenehmen, und für einen Europäer ganz neuen Anblick. Er ist durch zwey Reihen der größten Pomeranzenbäume eingefaßt, deren Blühten einen herrlichen Geruch verbreiten, und auf denen eine Menge Colibris wie Schmetterlinge hin und her flattern. Da die Stadt Cayenne in neueren Zeiten mehr bevölkert worden ist, und da ihr Umfang keine verhältnißmäßige Erweiterung gestattete, so hat man die Savane oder große Pelouse überbaut, welche nur durch den Graben davon getrennt ist. Diese neue Stadt, welche schon beträchtlicher als die erste ist, und alle Tage zunimmt, ist regelmäßig gebauet; die Straßen sind breit, sie verstatten der Luft den Zutritt, und man bemerkt daselbst um so mehr einige sehr schöne Häuser, da alles in ihrer Nähe Spuren von Armuth und Elend zeigt.

Cayenne, die Hauptstadt der ganzen Colonie, ist noch in besonderem Sinne die Hauptstadt von

der Insel gleiches Nahmens, welche gegen Norden durch das Meer, und nach den übrigen Richtungen durch die Flüsse Ouya, Cayenne und Orayu gebildet wird. Es ist daher kaum zu begreiffen, warum viele Leute die Insel Cayenne für eben so abgesondert von dem festen Lande halten, als eine von den Antillen, da sie doch nur durch einen bloßen Canal davon getrennt ist.

Diese Insel, welche nur fünf bis sechs Meilen lang, und drey Meilen breit ist, zeichnet sich durch ihren erhabnen und bergigten Boden um so mehr aus, da beynahe die ganze übrige Küste von Guiana eben, tief, und mit Sumpfkiefern, einer sehr großen Baumgattung, welche im Meere wächst, und daselbst in einer ziemlichen Entfernung vom Ufer Wälder bildet, bedeckt ist. Was das feste Land erzeugt, wächst auch auf der Insel, nur mit dem Unterschiede, daß die letztere so zu sagen ausgesogen ist, und den Landwirth für seine Kosten und Mühe nicht entschädigt; die etwas weiter gelegenen Ländereyen hingegen zeichnen sich durch eine erstaunungswürdige Fruchtbarkeit aus, wovon man sich anderswo kaum eine Vorstellung machen kann. Wir werden davon in dem Abschnitte über den Anbau noch weiter handeln.

Drittes Kapitel.

Von der Colonie zu Guiana überhaupt, von ihrem gegenwärtigen Zustande und von einigen besonderen Gebräuchen daselbst.

Wenn ich von dem gegenwärtigen Zustande Guiana's rede, so verstehe ich darunter den, worin sie unmittelbar vor der Revolution war; denn seit dieser Zeit habe ich keine weitere Verbindung daselbst unterhalten, und es ist zu befürchten, daß durch die falsche Auslegung der Decrete, in Betreff der Freyheit der Neger, die eben aufkeimende Blühte dieser Colonie auf lange Zeit unterdrückt worden sey.

Guiana ist ein ungeheures, und im Ganzen sehr fruchtbares Land; doch erfordert es, wie wir in der Folge sehen werden, Kosten und Arbeit, bis man dem Boden etwas abgewinnt. Lange fehlte man in der Wahl des zum Anbau tauglichsten Erdreichs, und da noch überdieß ei-

nige Unternehmungen, von denen man voraus sah, daß sie nicht gelingen können, fehlschlugen, so machte man sich von dem Clima und der Fruchtbarkeit der Guiana die ungünstigsten Vorstellungen. Niemand wollte deswegen seine Capitalien und Kunstfleiß darauf verwenden, und daher ist das Land noch immer in einer gewissen Mittelmäßigkeit und Kindheit.

Die Zahl der Einwohner beläuft sich, ohne die Garnison, höchstens auf tausend bis zwölf hundert Weiße, welche fast alle in der Stadt Cayenne leben. Sie bestehen aus einigen schwachen Resten von der unglücklichen Expedition nach Kourou, die wir unsern Lesern bald wieder in Erinnerung bringen wollen, aus armen Flüchtlingen von Canada, und aus einigen andern, größtentheils ganz untergeordneten Personen, welche an den Boden der Colonie gefesselt sind, weil ihre Vermögensumstände ihnen nicht erlauben, anders wohin zu ziehen. Sie bauen nur so viel an, als sie zu ihrem Lebensunterhalt brauchen, sie sind nicht im Stande Vorschüsse zu machen, und flehen die Regierung vergebens darum an. Da diese auf den Besitz der Guiana nicht den mindesten Werth legte, ja nicht einmahl die Wichtigkeit derselben vermuthete, so schickte sie lange Zeit nur mittelmäßige Leute dahin, welche sich nur in der Hoffnung, ihren Gläubigern zu entfliehen, zu diesem Exil verdammten, und mehr

um ihr ruinirtes Vermögen wieder herzustellen, als um sich mit der Verbesserung des Landes zu beschäftigen.

Diese Hand voll Weißer, welche kaum über acht bis neun tausend Neger zu disponiren hatte, durch die gänzliche Hintansetzung, worin man sie ließ, muthlos wurde, und die Unzulänglichkeit ihrer Mittel zu großen Unternehmungen fühlte, wagte es nicht einmahl die Lieblingsidee aller Colonisten in sich zu nähren, daß sie einiges Vermögen sammlen, und ihre alten Tage in Europa zubringen könnten. Sie vegetiren im eigentlichsten Sinne des Worts. Bey einem Himmel und Boden wie der von Guiana, konnten sie wegen ihres Unterhalts nichts besorgt seyn; sie waren sogar gewiß, daß sie an den hauptsächlichsten Bedürfnissen des Lebens nie Mangel leiden würden. Es fehlte ihnen an Wein, an Mehl, an Kleidern, und einigen andern Dingen, welche sie aus Europa ziehen mußten; sie baueten gerade so viel an, als zum Austausch dieser Dinge gegen ihre Lebensmittel erforderlich war. Daher fand fast keine Einfuhr zum Besten des Mutterlandes statt, und da letzteres Agenten in Guiana unterhalten mußte, so fing es sogar an, diese Colonie, welche eine Quelle vieler Reichthümer hätte werden können, als eine lästige Besitzung anzusehen.

Die in den weitläufigen Wüsten sehr dünn gesäeten Einwohner waren von Negern umgeben,

welche ihnen keine Bequemlichkeiten verschaften, und ihnen sogar gefährlich zu werden drohten; sie hatten mit andern Menschen ihres Gleichen keine Verbindung, weil sie sich nach gewissen Richtungen keinen Weg durch die Rankendiestel *), und das ganz undurchdringliche Gesträuch verschaffen konnten, als wenn Neger mit dem Beil in der Hand ihnen vorangingen; sie besaßen meistens nur schlechte kleine Häuser ohne alle Bequemlichkeit; und in einem Lande, wo es sieben bis acht Monathe im Jahre regnet, blieb ihnen nichts als das Vergnügen, welches für einen isolirten Menschen geringen Reiz hat, vielerley Arten von Flußfischen und Wildpret genießen zu können. Einige thaten auf die Bearbeitung des Bodens gänzlich Verzicht, sie dachten nur auf die Vermehrung ihres Viehes, welches ohne Kosten und Sorgfalt

in

*) So nennt man die an biegsamen Rebenholze sehr reichen Pflanzen, wovon es in Amerika mehrere Gattungen und Arten gibt; bey einigen ist der Stamm von der Dicke eines Armes, andere schwingen sich bis zu den höchsten Bäumen hinauf, sie klammern sich an einen Ast an, geben wieder zur Erde hinunter, fassen auf's neue Wurzel, steigen noch einmahl auf, und ziehen sich wieder gegen den Boden. Sie bilden durch die Art, mit der sie sich in einander schlingen, die unübersteiglichsten Brustwehren; die Neger und Wilden bedienen sich derselben anstatt der Stricke zu ihren Kähnen.

in den ungeheuren Savanen oder natürlichen Wiesen aufwuchs. So zwang sie Muthlosigkeit und Armuth, die unter den Spaniern in den schönsten Gegenden von St. Domingo, Porto-Rico und selbst in Cuba übliche Trägheit nachzuahmen.

Ich muß hier auf eine Ungereimtheit aufmerksam machen, welche kürzlich in allen Journalen wiederhohlt worden ist, und eine große Ungewißheit von Seiten derjenigen verräth, welche sie geschrieben haben. Es wurde nähmlich aus einem vorgeblichen Briefe angeführt, daß die unglücklichen Deportirten ihre Freunde in Frankreich um nichts sehnlicher ersuchen, als um Feder- und Rindvieh, da doch jene Colonie, wenn sie weniger entfernt wäre, in kurzer Zeit ganz Frankreich damit versehen könnte.

Man kann leicht aus dem bisher gesagten schließen, daß die zwischen den Wendekreisen so gewöhnliche Weichlichkeit in Sitten und Gebräuchen, welche durch das heiße Clima veranlaßt wird, in Guiana noch mehr als anderswo sichtbar ist. Der männliche Putz besteht in nichts als in weiten Pantalons und einer leinenen Weste, die Weiber bringen den größten Theil ihres Lebens in einem Hamac zu. Nirgends wird vielleicht mehr auf dieses Hausgeräthe verwendet, welches zur Zierde und Bequemlichkeit zugleich dient. Alle Hamacs sind aus Baumwolle gemacht, gewöhnlich sind sie sechs oder sieben Schuh

lang, und fast eben so breit, man bemerkt aber ihre ungeheure Weite erst, wenn man sich hinein legt. Sie sind an beyden Enden durch eine Menge kleiner baumwollener Bänder festgehalten, welche sich an jedem Ende mit einem großen Stricke aus dem nähmlichen Stoffe vereinigen. Die ganze Last wird von diesen Stricken getragen; man befestiget sie mit großen Haken an die Wände des Zimmers, welche in einen Winkel zusammen laufen, und der Hamac hängt daselbst in Gestalt einer Guirlande wie eine Schaukel. Ich sah Säle, die in den vier Ecken mit solchen Hamacs geziert waren, und wenn vier Frauenzimmer im Hause waren, so waren sie gewiß alle besetzt.

Zur gehörigen Benützung des Hamacs wird eine Kunst erfordert, welche die Creolen zu Cayenne in hohem Grade besitzen; sie setzen, oder vielmehr legen sich mit halbem Leibe auf eine sehr reitzende Weise darauf, und schaukeln sich ganze Stunden lang in der gleichförmigsten Bewegung hin und her; sie bedienen sich dazu ihres nachlässig herab hängenden Beines, womit sie von Zeit zu Zeit auf den Boden treten, beynahe ohne daß man es bemerkt. Auch die Männer haben dieses Talent, und in der That ist der Hamac sehr angenehm, wenn man ihn zu benutzen versteht. Viele Personen schlafen gewöhnlich darin, und diese Art von Bette gewährt den Vortheil, daß alle Theile des Körpers in jeder Lage auf eine

gleiche Art unterstützt sind; man legt daher auch Kinder hinein, welche ihre kleinen Bewegungen ohne Gefahr und mit Behaglichkeit daselbst vornehmen. Man geht auch in den Hamacs spazieren, und macht Besuche darin wie auf den Antillen; man befestiget sie alsdann an einem ungeheuren Bambusrohr, welches zwey Neger an beyden Enden auf ihren Schultern tragen. Man verfertiget sehr schöne Hamacs in der Colonie, die ausgesuchtesten kommen aber aus der Portugiesischen Colonie zu Para in Brasilien, am rechten Ufer des Amazonenflusses. Die letzteren sind aus vielfarbiger Baumwolle gearbeitet, sie haben verschiedene Zeichnungen, sie sind mit Einfassungen, Eicheln, Franzen geziert, und kosten gegen funfzig Thaler.

Die Hamacs sind zu Reisen auf dem festen Lande vorzüglich nützlich, und dieses gibt uns eine sehr natürliche Veranlassung von der Art, wie man im Innern Theile der Guiana reist, zu reden. Da man sich der Flüsse und des Meeres zur Verführung der Waaren und zur Unterhaltung der Verbindung zwischen den verschiedenen Cantonen bedient, so gibt es in der ganzen Colonie keine Wege, ausgenommen in der kleinen Insel Cayenne. Bis jetzt sind auch die Gegenden, wohin sie führen könnten, zu unbedeutend, und das zwischen liegende Land ist zu öde, als daß man auf Anlegung von Wegen hätte denken

sollen. Man ist indessen öfters zu Reisen in das innere Land, besonders des Sommers genöthiget, weil es alsdann sehr schwer ist, längst der Küste gegen die Winde und Ströme zu segeln. Man versieht sich in solchen Fällen mit Lebensmitteln und allem, was man zu brauchen glaubt; das vorzüglichste Geräthe ist der Hamac, und das Gepäcke wird in großen Körben *), die man Pacarets nennt, verwahrt. Man versieht sich ausserdem mit Werkzeugen, um die Rankendistel und andere solche Hindernisse aus dem Wege zu räumen, man nimmt Flinten mit sich, auf den Fall, daß man zufälligerweise auf ein Stück Wildpret oder auf seltene Vögel stoße, und so geht der Zug fort.

Eine gute Magnetnadel, und einige nicht viel besser unterrichtete Wegweiser leiten die Caravane. Da man auf keine Wirthshäuser rechnen kann, so macht man bey einbrechender Nacht Halt, oder wenn man gutes Wasser gefunden

*) Die Körbe haben die Gestalt eines länglichen Vierecks, man legt gewöhnlich Dinge hinein, die man vor dem Regen schützen will, und sie sind manchmahl mit vielem Aufwande gemacht. Der Deckel, welcher bis an den Boden des Korbes reicht, ist aus dem nähmlichen Material verfertiget, und das ganze besteht aus zwey auf einander gelegten Geweben, zwischen welchen Bananasblätter gelegt sind, die den nähmlichen Dienst wie die Wachsleinwand thun.

hat, welches in der Guiana sehr häufig ist, sobald man sich ein wenig von den Küsten entfernt. Nun setzt sich alles in Bewegung, die einen bereiten die kleine Mahlzeit, sie zünden Feuer an, welches zur Nachtzeit in den Wäldern öfters nöthig ist, andere hauen Aeste ab, woraus in der Geschwindigkeit ein Himmel gemacht wird, durch den der Regen nicht dringen kann, und unter welchem der Hamac an zwey Bäumen aufgehängt wird. In der Nähe des Meeres müßte man sich auch noch gegen den Biß der Insekten schützen; doch versicherte man mich, daß dieses in den sogenannten großen Wäldern nicht nöthig sey. Stößt man auf eine Wohnung, so wird man sehr gastfrey und liebreich aufgenommen.

Die Bewohner der Guiana sind mit allen, was zu einer guten Tafel gehört, reichlich versehen; sie sind überhaupt genommen, nichts weniger als leckerhaft, wenigstens findet nicht jedermann an ihren Leckereyen Geschmack. Sie ziehen wie fast in allen Colonien gesalzenes Fleisch und Fische dem frischen vor, und sie verzehren ausserordentlich viel eingesalzene Speisen von jeder Art. Dieses rührt daher, daß ihre Organe wie in allen warmen Länder stumpfer sind, und ihre Lebensart trägt hierzu vieles bey; vielleicht ladet sie auch die Natur besonders zu dem Genusse solcher Lebensmittel ein, die nicht so schnell in Fäulniß übergehen. Dem sey nun wie ihm

wolle, kurz, sie lieben alles was stark und beißend ist, und sie bauen daher verschiedene Arten von Pfeffer, wovon sie in ihrer Küche Gebrauch machen, so unerträglich scharf auch einige derselben seyn mögen. Besonders spielt er in den Nachtessen eine Hauptrolle, denn hier ist das vorzüglichste Gerüchte gewöhnlich eine Schüssel mit Fischen, die einem durch die Menge Pfeffers, womit sie gewürzt sind, beynahe den Mund zerreissen. Doch wird der Pfeffer, welcher die Größe einer Pistacie hat, zuweilen auch in einem besondern Gefäße aufgetragen, und dann drückt ihn ein jeder nach Belieben aus; ein schwacher Druck gibt einer großen Menge Brühe einen beißenden Geschmack.

Kaum begreift man, wie die Creolen und besonders die Weiber bey ihrer großen Vorliebe vor gesalzene und gewürzhafte Speisen an einer so ganz geschmacklosen Nahrung als die Cassave ist, Vergnügen finden. Sie ist ein großer runder drey Linien dicker Kuchen, aus grob gemahlenenem Mehle von Manioc, welches man auf einem Bleche nur wenig backen läßt. Die Creolen essen die Cassave statt des Brotes, und sie ziehen dieselbe bey großen Mahlzeiten in der Stadt dem besten und weisssesten Brote vor. Sonst ißt man in Guiana die nähmlichen Gerüchte wie in den andern Colonien, besonders auch das Cala-

lou, eine clebrichte Speise, deren Grundlage die Frucht aus der Pflanze Combau ist.

Bey jeder Mahlzeit biethet ein Neger den Gästen nach dem ersten Gange ein Glas Tafia an, welches nicht leicht ausgeschlagen wird. Der Tafia zu Cayenne ist hell wie das reinste Quellwasser, sehr gesund, und wird durch das Alter immer angenehmer, besonders seitdem man ihm mit frischem Zimmt abzuziehen gewohnt ist.

Ich werde Veranlassung finden, in den folgenden Abschnitten mehrere neue Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche in Guiana einzuschalten. Jetzt gehe ich zu dem Clima fort, wovon man sich gewöhnlich ganz falsche Vorstellungen macht.

Viertes Kapitel.

Clima der Guiana.

Ohneracht das Clima in der Guiana gesünder ist als in allen unsern übrigen Amerikanischen Colonien, so behauptet man doch, daß man daselbst eine pestartige Luft einathme, und man spricht davon wie von Batavia und andern in dieser Rücksicht übel berüchtigten Gegenden.

Ich werde das übertriebene dieser Behauptung durch unwidersprechliche Thatsachen darthun, und zugleich den Grund dieser falschen Meinung aufdecken.

Meine Leser erinnern sich ohne Zweifel noch der unglücklichen Expedition nach Couron, welche vor ungefähr dreyßig Jahren auf Befehl des Ministers Choiseul veranstaltet wurde. Lange genug hatte man die Colonie zu Cayenne gänzlich ver-

nachläßiget, und nun schien sie auf einmahl die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zu ziehen.

Zehn tausend Menschen wurden damahls zur Bevölkerung der ungeheuren Wüsten von Guiana bestimmt. Anstatt das man aber die nothwendigsten Dinge zum voraus dahin abgeschickt, und das Land auf den Empfang einer Anzahl von Menschen bereitet hätte, welche die Bevölkerung der ganzen Colonie überstieg, und anstatt sich zuvor nach den Localumständen und der Jahrzeit zu erkundigen, schiffte man mit den zehn tausend Menschen zugleich die Lebensmittel, Kleider, Ackergeräthe u. dgl. die ihnen bestimmt waren, ein. Die Schiffe kamen zu Courou, zwölf Meilen unter Cayenne, zu der Zeit, wo es am stärksten regnet, an. Man fand ein überschwemmtes, aller Hülfsquellen beraubtes Land; es waren nicht einmahl Schuppen vorhanden, die man statt der Magazine hätte gebrauchen können, und in denen, welche in der Schnelligkeit erbaut wurden, häufte man ohne alle Ordnung die Dinge, womit die Schiffe beladen waren. Zeug zu Kleidern, Mehl und Arzneymittel lagen mit Oehlfässern und eingesalzenem Fleische durch einander. Durch die Hitze und Feuchtigkeit entstand bald Gährung und Fäulniß; die Menschen, welche schon durch die lange Fahrt ermüdet und nun ohne allen Schutz gegen die ausnehmend regnerische Witterung zusammengedrängt, schlecht genährt,

und durch den Hunger zur Verzweiflung gebracht waren *), starben in erstaunender Menge. Diese kleine Armee neuer Colonisten verschwand so zu sagen in einem Augenblicke; man erschrack in Frankreich über eine so schnelle Entvölkerung, und man schloß daraus, daß Leute, welche vor Hunger und Elend starben, Opfer des ungesunden Climas geworden seyn. Dieses Vorurtheil herrscht noch, es hat die Colonie von Cayenne zu Grunde gerichtet, theils indem es die Regierung verhinderte sich damit zu beschäftigen, theils indem es eine Menge von Europäern oder Bewohnern der Antillen abgehalten hat, sich daselbst niederzulassen.

Ich mache mir es zur Pflicht, hier eine getreue und ganz parteylose Schilderung von dem Clima in der Guiana einzurücken, und ungegründete Beschuldigungen durch Thatsachen zu widerlegen.

Man bemerkt daselbst eigentlich nur zwey verschiedene Jahreszeiten, die trockne und die nasse. Die erste währt gewöhnlich von dem Anfange des Junius bis gegen das Ende des Sep-

*) Eine Race wurde auf dem Heilsinseln, Corou gegen über, bis zu zwölf Sols bezahlt; Einwohner, die selbst Augenzeugen waren, und einige Unglückliche welche der allgemeinen Verheerung entronnen waren, gaben mir über diese traurige Expedition sehr interessante und authentische Berichte.

tembers, und meistens ist die Wärme alsdann sehr drückend; die Luft ist fast immer heiter, und es fallen kaum einige Tropfen Wassers um die Athmosphäre zu reinigen und abzukühlen. Mit dem Monath October beginnen die Regengüsse, welche im December, Januar, Februar und März sehr häufig sind; alsdann nehmen sie wieder bis zu dem Eintritte der folgenden Jahrszeit ab.

Während der Regenzeit, das heißt sieben bis acht Monathe hindurch ist die Hitze so mäßig, als es sich in der Nähe des Aequators erwarten läßt; manchmahl beschweren sich die Neger sogar über Kälte, und überhaupt genommen befindet man sich daselbst sowohl als in Europa. Nur zu der Zeit da stehende Wasser durch die langwierige Hitze ausgetrocknet oder verdorben sind, stellen sich dritthalb Monathe lang Fieber ein, die zwar nicht ansteckend, aber doch sehr verheerend sind.

Diese Jahrszeit hat vieles mit dem Winter auf den Antillen gemein, welcher auch daselbst eine kritische Periode ist; doch ist sie zu Cayenne nicht mit Erdbeben, großen Fluthen und Windstößen begleitet, welche den Einwohnern eben so furchtbar sind als den Seefahrern.

Herr Laborde (der so viel ich glaube noch im Departement Gers lebt) welcher zu der Zeit königlicher Arzt war, und seit dreyßig Jahren die

militärischen Hospitäler auf allen Colonien und besonders auf St. Domingue bereist hatte, versicherte mich, daß das Clima in der Guiana weit gesünder sey. Er schloß dieses nicht nur aus einer Menge von Beobachtungen welche er zu machen Gelegenheit hatte, sondern auch aus der Vergleichung der Sterbelisten, welche bey den Regimentern anderer Colonien viel stärker sind. Alle Einwohner, unter denen es mehrere achtzigjährige gibt, haben mir dieses bestätiget; eine gesunde Gesichtsfarbe ist eben so gemein in Cayenne als es die gelbe Kartoffelfarbe in unsern übrigen Colonien ist. Endlich führe ich als einen unumstößlichen Beweis an, das uns bey unserer ersten Reise nicht ein Mann nach einem ununterbrochenen Aufenthalt von achthalt Monathen zu Cayenne gestorben ist, daß wir aber in den vier Monathen, welche wir unmittelbar darauf in der Bucht zu Fort — Royal auf Martinique zubrachten, gegen zwanzig Leute verloren. Auf meinen zwey folgenden Reisen, wo ich mich ungefähr vier Monathe in Cayenne aufhielt, ist uns von hundert und zwanzig Mann nur Einer gestorben, und doch richtet der Tod bekanntlich in Amerika unter den Soldaten und Matrosen die größten Verheerungen an, denn ausserdem daß sie sich weniger gegen das Clima schützen können, führen sie sich noch so auf, daß sie nothwendig die ersten Opfer werden müssen. In anderer

Hinsicht hat man aber freylich bemerkt, daß die Luft, welche man auf den Schiffen und Rheeden einathmet, gesünder ist als die Landluft.

Der Hundskrampf (tetanus) welcher in Amerika manchmahl die leichtesten Wunden so gefährlich macht, ist in Cayenne weit seltner als in den andern Colonien. Statt dieses Uibels gibt es ein anderes, welches man in dem Lande die Kinnbackenkrankheit (mal de machoire) nennt, sie ist allerdings sehr verheerend, aber sie befällt nur Kinder in den sieben oder höchstens neun ersten Tagen nach ihrer Geburt. Im Jahre 1788, da ich meine letzte Reise nach Cayenne machte, kannte man einige Präservativmittel gegen diese Krankheit, die bis dahin die Hälfte der Generation unter den Weissen wie unter den Schwarzen hinraste.

Da ich mir Unparteylichkeit zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht habe, so darf ich nicht verschweigen, daß eine der fürchterlichsten Krankheiten zu Cayenne herrscht, die diesem Lande eigenthümlich zu seyn scheint, von den Bewohnern das rothe Uibel (mal rouge) und von den Aerzten Elephantiasis benennt wird. Weisse und Schwarze beyderley Geschlechts werden von ihr befallen; doch ist sie so selten, daß man auf der ganzen Colonie kaum zwanzig bis dreyßig Individuen zählt, welche zu gleicher Zeit daran leiden, und sie äussert sich nur bey Leuten, welche

eine ausschweifende Lebensart führen. Da diese Krankheit ansteckend ist, so sind alle die daran liegen, ohne Ausnahme auf die kleine Insel la Mere, nicht weit von der Küste, drey Stunden unter Cayenne verwiesen. Man hat das Lazareth der Colonie dahin versetzt, und man gibt den Kranken kleine Stücke Landes zum Anbau, und überhaupt alles was die immerwährende Quarantaine, zu welcher sie verdammt sind, erträglicher machen kann. Das rothe Uibel oder die Elephantiasis ist eine Art von Aussatz, die erschreckliche Wirkungen äussert, und gewöhnlich für unheilbar gehalten wird. Indessen kann ich versichern, daß sie nicht immer erblich ist, denn ich sah öfters zu Cayenne eine kleine Negerinn, welche von zwey Aussätzigen auf der Insel la Mere erzeugt wurde, und welche die Aerzte für ganz gesund ausgaben.

Die Pocken, welche in den andern Colonien sehr gemein und manchmahl verheerend sind, kennt man zu Cayenne gar nicht; man erkundigt sich sehr sorgfältig, ob sie auf den Schiffen herrschen, welche in den Hafen einlaufen wollen, und wenn unter den Ankömmlingen einer damit befallen ist, so wird dem Schiffe alle directe Verbindung mit dem festen Lande so lange abgeschnitten, bis keine Ansteckung mehr zu besorgen ist.

Man kann wegen der starken Transpiration, welche das Blut austrocknet, und ihn viele bal-

samische Theile entzieht, wegen der feuchten Luft und der scharfen Nahrungsmittel die man öfters genießt, nicht lange in der Guiana leben, ohne Anfälle von Scorbut zu bekommen. Aus den nähmlichen Gründen sind auch die Flechten so häufig, als in unsern übrigen amerikanischen Colonien; so beschwerlich auch diese Krankheit an sich ist, so hält man sie doch für unbedeutend, weil sie vor andern Uibeln schützt.

Uiberhaupt ist, um in der Kürze alles zusammen zu fassen, das Clima der Guiana in Ansehung seiner Gesundheit zwar nicht mit Frankreich zu vergleichen, aber dennoch weit weniger gefährlich als in unsern übrigen Colonien, und es verdient den üblen Ruf, worin es steht, keineswegs. Wer mäßig lebt, und die übrigen Vorsichtsmaßregeln befolgt, welche jeder Bewohner der heißen Zone zu beobachten hat, kann sich auf ein hohes nicht sehr kränkliches Alter Hoffnung machen, wo er auch übrigens geboren seyn möge. Dieses beweisen die Europäer und besonders die Menge von Flüchtlingen aus Canada, welche sich seit vielen Jahren dort aufhalten; doch kann ich nicht unterlassen hinzuzufügen, daß die einen wie die andern ihre Gesundheit durch Krankheiten erkauft haben, ohne welche man sich unter den Wendekreisen nie an das Clima gewöhnt, und die senkrechte Wirkung der Sonnenstrahlen nicht ertragen lernt. Je später

sich diese Krankheiten äußern, desto härter und gefährlicher sind sie gewöhnlich.

Man ersieht endlich aus der getreuen Schilderung, welche ich von dem Clima gemacht habe, daß es zwar ungesundere Himmelsstriche gebe, aber nicht leicht einen der unangenehmer zum bewohnen wäre, weil man sich wegen des unaufhörlichen Regens und der erstaunlichen Hitze über die Hälfte des Jahrs einschließen muß, und die übrige Zeit nur in kurzen Zwischenräumen seines Lebens froh werden kann. Die außerordentliche Feuchtigkeit hat auch noch viele andere Unbequemlichkeiten, indem fast alles was man braucht, schnell verschimmelt und verdirbt. Auf den Küsten ist der Regen nicht so häufig als im Innern des Landes, und überhaupt fällt er in geringerer Menge, je mehr Land urbar gemacht wird.

Fünftes Kapitel.

Anbau.

Um größerer Deutlichkeit willen muß ich zuerst die Beschaffenheit und die Gestalt des Landes beschreiben. Außer den überschwemmten Flächen, welche zum Anbau nicht tauglich sind, und den ungeheuren Wiesen, welche die Natur zur Viehzucht bestimmt zu haben scheint, besteht das Land überhaupt aus Bergen von mittlerer Größe und aus weiten Ebenen, welche sich kaum ein wenig über das Meer erheben; jene werden das hohe, diese das niedere Land genannt. Höchst wahrscheinlich war das erstere ehemahls vom Meere bespühlt, und das letztere bildete sich durch das allmählige Zurücktreten des Wassers. Die verschiedenen Lagen, welche man sehr deutlich bemerkt, setzen dieses beynahe außer allen Zweifel.

Man kann die Natur in dieser Operation, wovon sie auch sonst Beyspiele gibt, leichter verfolgen als anderswo.

Die bald mehr bald minder starken Ströme, welche stets auf der ganzen Küste von Guiana anzutreffen sind, wühlen den weichen Schlamm, woraus der Boden fast überall besteht, um so leichter auf, da er gemeiniglich sehr nahe an der Oberfläche ist. Dieses geht so weit, daß das gewöhnlich sehr schmutzige Meerwasser manchmahl verdünntem Kothe gleicht, und nur die Erfahrung setzt die Schifffahrer bey einem so sonderbaren Schauspiel außer Furcht. An denjenigen Theilen der Küste, welche durch ein Vorgebirge geschützt sind, oder einen Busen bilden, wo also die Winde ihre Gewalt nicht so stark ausüben können, läßt das Wasser immer einiges zurück, woraus nach einer Anzahl von Jahren das niedrige Land entsteht, wovon ich so eben geredet habe.

Dieses geschieht noch auf eine schnellere und auffallendere Art, die man vielleicht außer Guiana nirgends beobachten kann. Es bilden sich, ohne daß man weiß wie, Bänke von mehr oder minder weichem Schlamme, die manchmahl klein sind, manchmahl mehrere Stunden im Umfange haben, und von den Strömen fortgerissen werden. Bald gehen sie ziemlich schnell fort, bald, ohne daß man es bemerkt, nach einiger Zeit bleiben sie aber stehen oder sie lösen sich auf. Wenn sich einer von diesen Schlammbänken an das Ufer setzt, so daß ihn die Ströme nicht er=

reichen können, so wachsen fast sogleich eine Menge Sumpfkiefern, deren Wurzeln sich in einander schlingen, den Boden befestigen, und ihn auf immer dem Meere entreißen. Auf diese Art ist die niedrige Küste unaufhörlichen Veränderungen unterworfen, und mancher, der noch vor drey Jahren von seinen Fenstern aus auf das Meer sehen konnte, ist jetzt durch einen Wald davon getrennt.

Wir kehren jetzt wieder zu dem Anbau der Guiana zurück. Die ersten daselbst befindlichen Colonisten waren durch die ungeheure Menge Regens und die Beschaffenheit des niedrigen Grundes, der immer feucht, und manchmahl ganz überschwemmt ist, abgeschreckt, sie suchten also auf den Bergen oder den höhern Gründen neuen Schutz gegen diese periodische Sündfluth. Man schloß aus der Schönheit der Bäume, womit sie bewachsen waren, auf eine starke Vegetation und reiche Ernten; sogleich wurden die alten Wälder verbrannt und umgehauen, und dieses ist um so weniger zu tadeln da man hier keinen Holzmangel zu besorgen hat, und der Boden nichts trägt, ehe das Holz ausgerottet ist. Man machte den Versuch mit allen möglichen Arten von Produkten, und der Erfolg übertraf immer die Erwartungen. Die ersten Ernten versprachen ein schnelles und glänzendes Glück; man glaubte sich in allem Ernste nach El Dorado versetzt,

weil dieses berühmte Land nach den pomphaften Beschreibungen in der Guiana liegen sollte.

Nichts konnte in den zwey oder drey ersten Jahren von diesem Irrthume abbringen; bald darauf überzeugte man sich aber bey der schnellen und ununterbrochenen Abnahme der Ernten, daß alle diese schönen Hoffnungen ein leerer Traum waren. Allerdings war dieses Erdreich fruchtbar, so lang es durch die abgefallenen Blätter gedüngt, und durch die Baumwurzeln zusammengehalten war; so wie man aber unter die Oberfläche kam, wurde es durch den Regen in die Ebene geflößt, und es blieb nichts als ein elender abgenutzter Boden, welcher zwar die nothwendigen Bedürfnisse trug, aber jene chimärischen Wünsche seiner Besitzer nicht befriedigte. Da sie einmahl ihre Anlagen so weit gebracht, und beträchtliche Vorschüsse darauf gemacht hatten, so wollten sie dieselben auch nicht mehr verlassen. War ein Theil ihres Bodens gänzlich erschöpft, so machten sie in der Eile einige neue Strecken in ihrer Nachbarschaft urbar. So war die französische Guiana lange in einem sehr schlechten Zustande woraus sie sich eben zu erheben im Begriffe war.

Die Colonie in Surinam, welche an Cayenne grenzt, und in Ansehung des Climas und des Bodens von ganz gleicher Beschaffenheit ist, war auch Anfangs gegen den niedrigen Grund

eingenommen, sie kam aber bey Zeiten von diesem Vorurtheile zurück. Die Holländer, welche schon in Europa den Wellen des Oceans Dämme entgegensetzten, bekämpften dieselben auch mit vielem Glücke in Amerika. Sie haben in den neuen Erdreiche, welches die See und die Flüsse schon seit Erschaffung der Welt angeschlemmt hatten, einen reichlichen Ersatz für ihre Mühe gefunden, und die Colonie dadurch zum höchsten Flor gebracht.

Lange Zeit sahen die Einwohner von Cayenne diese Versuche mit an, ohne dieselben nachzuahmen, denn durch die schon so lange daurende Mittelmäßigkeit war alle Thatkraft in den Seelen erstickt, der Schlendrian siegte über Vernunft und Erfahrung.

Gegen das Ende des letzten Krieges versuchte es endlich ein Teutscher der damahlige Gouverneur in Guiana, Baron von Beßner auf den Rath einiger wohl unterrichteter Einwohner dieses schöne Land aus seinem tödtlichen Schlummer zu reißen*) Er durchreisete zu dem Ende

*) Ich verschweige alle übrigen, welche dem Baron von Beßner behülflich waren, weil keiner von ihnen so viel leistete als er. A. d. V.

Ich konnte, aller Bemühungen unerachtet, keine nähere Nachrichten weder über den teutschen Beßner, noch über den Schweizer Guisan einziehen. Wie

Surinam, zog überall Nachrichten ein, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß das Local dasselbige sey, brachte er einen geschickten Feldmesser, den Schweizer Guisan nach Cayenne, welcher den Anbau und das Austrocknen des niedrigen Grundes vortrefflich verstand, und zugleich eine Ehrlichkeit besaß, die in der gemäßigen Zone immer seltner, in der heißen aber fast nie angetroffen wird.

Die Regierung unterstützte ihn auf alle Weise, und alle ihre dienstfähigen Sclaven standen zu seinem Dienste. Man fing auf Rechnung des Königs, des Gouverneurs und des Intendanten mit der Urbarmachung an dem Flusse Approvague an, und der allgemein geachtete Herr Guisan bewies, daß er keine geringen Erwartungen von dem niedrigen Boden hegte, indem er selbst fast sein ganzes Vermögen zur Bearbeitung desselben vorschoß. Man haute die Bäume um, und zog Gräben nach allen Richtungen, worin sich das Wasser ergoß, und vermittelst sehr einfacher und sinnreich angelegter Schleußen in den Fluß geleitet wurde. Das Erdreich war bald zum Anbau tauglich, und es wurden auch sogleich Versuche angestellt.

manche unserer Landsleute mögen schon in den entlegensten Zonen mit ihrem Pfunde gewuchert haben, deren Nahme uns sogar unbekannt bleibt!

A. d. Ue.

In den Jahren 1787 und 1788 waren diese Anlagen schon sehr weit gediehen. Mehr als zwanzig Einwohner hatten daselbst Häuser gebaut, und Werkstätten angelegt. Man war von der vortheilhaften Meinung, die man von dem höher liegenden Boden gefaßt hatte, gänzlich zurückgekommen, und die Regierung begünstigte die Niederlassungen in der Tiefe vorzüglich. Eine Zuckermühle, welche durch die Ebbe und Fluth getrieben wurde, vielleicht das schönste Werk von der Art in ganz Amerika, war bereits im Gange. Da alles auf dem Boden gedieh, so machten die Kaufleute den Einwohnern Vorschüsse, Fremde kamen in den Freyhafen, und brachten Sclaven um einen sehr geringen Preis, die ganze Colonie war vor Enthusiasmus und Freude gleichsam außer sich, denn das Beyspiel von Surinam bürgte für den glücklichen Erfolg. Hierzu kam noch daß die Einwohner und Sclaven gegen alle Erwartung auf dem frisch ausgetrockneten Boden sich besser befanden als in irgend einem andern Theile der Guiana.

Ich muß indessen, um allen übertriebenen Vorstellungen vorzubeugen, die man sich von der Colonie machen könnte, bemerken, daß, wenn gleich noch eine große Strecke von dem guten niedrigen Boden übrig bleibt, doch der bey weitem größte Theil nicht so beschaffen ist. Das ganze Land, welches nicht an dem Flusse Apro-

vague liegt, gleicht noch der im dritten Kapitel gegebenen Schilderung. Die daselbst lebenden Einwohner wissen zwar, daß sie schlechtes Erdreich anbauen, daß sie bey aller Mühe keinen großen Vortheil erringen können, sie haben aber nicht Vermögen genug, um sich anderswo anzusiedeln. Da es ihnen außerdem noch an Sclaven fehlt, so müssen sie so lange in ihrem elenden Zustande bleiben, bis sich die Regierung ihrer annimmt. Man kann in der Guiana vieles mit wenigen ausrichten; da aber außer dem Ackerbau sonst gar kein Kunstfleiß daselbst ist, so läßt sich auch ohne allen Aufwand nie etwas anfangen.

Man suchte im Jahre 1,88 schon einen schicklichen Platz für eine Stadt aus, und das linke Ufer des Flusses Aprovague schien zwey bis drey Stunden über seine Mündung sehr günstig dazu. Man wollte zugleich einen Hafen und Magazine daselbst anlegen, und alle mit Lebensmitteln beladenen Schiffe daselbst landen lassen.

Der Fluß war aber nicht tief genug, daß Kauffarthenschiffe bis an den Ort, wo die Niederlage seyn sollte, hätten gelangen können. Nur kleineren Schiffen, welche sechs bis sieben Fuß Wasser brauchen, ist dieses möglich, und auf solche hätte man die Lebensmittel zu den größeren, an der Küste liegenden Fahrzeugen übergeführt. Das Kriegsschiff, worauf ich mich auf meiner ersten Reise befand, und welches ungefähr neun

Fuß unter Wasser ging, wollte des Beyspiels halber den Fluß Aprovague hinauffahren. Es gelang ihm vortrefflich bey einer großen Fluth, und es kam vier Stunden über die Mündung. Hier kommt man an eine weit tiefere Stelle, welche eine Art von Hafen bildet. Wir feuerten an diesem Platze mehrere Freudenschüsse ab, deren Donner wohl zum erstenmahle in den friedlichen Wäldern jener Gegend wiederhallte; da wir aber auf der ganzen Fahrt so wenig Wasser antrafen, so läßt sich kein großer Nutzen von diesem Versuche versprechen. Wie ganz anders ist in dieser Rücksicht der prächtige Fluß Surinam, auf welchem Fregatten und selbst Schiffe von funfzig Kanonen drey Stunden über der Mündung hinauffahren, und wo ich noch drey Stunden höher eine Menge der größten Holländischen Transportschiffe vor den Magazinen zu Panamaribo gesehen habe. Alles zeigt von Reichthum in dieser Stadt, und sie verdient es, die Hauptstadt einer so schönen Colonie zu seyn. Ich habe oben von dem Umhauen des Holzes gesprochen, und werde nun beschreiben wie man bey Urbarmachung des niedrigen Bodens dabey verfährt.

Gewöhnlich darf nur das Holz längst der Flüsse ausgerottet werden, weil der daselbst befindliche Boden besser ist, und dadurch die Ausfuhr der Lebensmittel sehr erleichtert wird. Man

bestimmt bey Ertheilung der Erlaubniß genau die Länge und Breite des Bodens welcher angebaut werden soll, und gewöhnlich gibt man eine grössere Strecke, als man gleich anfangs urbar machen kann. Zuerst zieht man Gräben, auf den drey Seiten, welche nicht von dem Flusse begrenzt sind, durch welche das innerhalb des Umfangs befindliche Wasser abgeführt wird, und dann haut man alle Bäume um, die sich auf dem Boden befinden.

Gewöhnlich wählt man zu dieser Operation die ersten schönen Tage gegen das Ende der regnerischen Jahreszeit. Jene uralten Wälder welche in Europa von unschätzbarem Preise wären, werden nun ohne alle Schonung niedergehauen, und kaum gibt man sich auch die Mühe, das zur schönsten Tischlerarbeit taugliche Holz auszusuchen. Sind die Bäume drey oder vier Monathe hernach durch die Sonnenhitze hinlänglich ausgetrocknet, so wartet man nur auf starken Wind, um Feuer an einem Ende anzulegen, welches bald überall um sich greift, und dem Boden den besten Dünger verschafft. Nun ist noch eine sehr beschwerliche Arbeit übrig, die aber meistens nur oberflächlich getrieben wird, nähmlich das Ausrotten der Wurzeln, ehe man dem Boden den Saamen und die Pflanzen anvertraut.

Sechstes Kapitel.

Von den Indianern oder von den Wilden.

Nachdem wir das Land im Allgemeinen kennen gelernt haben, wenden wir uns zu dem Gegenstande, der uns daselbst am meisten interessiren muß, dem Menschen. Guianens erste Bewohner sind nicht wie die der meisten übrigen Colonien von den Europäern aufgerieben worden. Da von einigen friedfertigen und wenig zahlreichen Völkerschaften nichts zu befürchten war, so erhielten sich noch bis jetzt die ursprünglichen Landesbewohner; man behandelt sie sehr gut, und lebt beständig im besten Vernehmen mit ihnen. Sogar ihre Freyheit ist nicht im geringsten beschränkt worden, unerachtet sie nicht anders als durch die Flucht in das Innere des Landes sich davor hätten schützen können, und selbst diese Flucht wäre in mehr als einer Rücksicht zu ihrem Verderben ausgeschlagen.

Die Colonisten heißen die Eingebornen

Indianer oder Wilde, ein Nahme, welcher ihnen nur zukommen kann, in so fern man darunter einfache uncivilisirte und beynahe im Naturstande lebende Menschen versteht. Sie sind die gutmüthigsten Geschöpfe von der Welt, aber freylich von jener Gutmüthigkeit, welcher niemand einen Werth beylegt, weil sie mehr eine Folge moralischer Erschlaffung als das Werk eines guten Charakters ist.

Wer den Einfluß des Climas auf die Menschen noch am mindesten bezweifelt, der vergleiche die Eingebornen von Canada und des ganzen nördlichen Amerikas mit denen auf der Guiana; er halte die Energie, die Thätigkeit und den starken Charakter der ersten mit der sorglosen Apathie, Furchtsamkeit und Stumpfsinn der letztern zusammen, und versuche es, ob er so ganz entgegengesetzte Wirkungen einer andern Ursache zuschreiben könne.

Die Haut der Eingebornen auf Guiana ist kupferfarbig, und sie erhöhen diese Farbe noch mehr durch den Roucou, womit sie sich den ganzen Leib bestreichen, und wovon sie nicht gut riechen. Die Hamacs und ihr übriges Hausgeräthe wird auch mit Roucou eingerieben. Dadurch schützten sie sich ohne Zweifel anfangs gegen den Biß der Insekten, welche dieser Geruch abhält, jetzt ist es aber zur Mode und zur Zierath geworden. So hat vielleicht manche Gewohnheit

wilder Völker, die uns jetzt widersinnig vorkommt, ihren guten Grund in Localumständen, welche dieselbe rechtfertigen.

Die Eingebornen sind von mittlerer Statur, nicht nervigt, ihr Gesicht ist ohne Ausdruck, und ihr Körper ist wie gewöhnlich der weibliche, fett und rund.

Lange sehr schwarze Haare, die sich nicht krausen, und rauh wie Roßhaare anzufühlen sind, hängen über ihren nackten Schultern, und manchmahl machen sie mit Bindfaden einen Zopf daraus. Kommen sie nach Cayenne, der Hauptstadt, wo sie immer sehr gut aufgenommen werden, so ziehen sie ein langes leinenes Hemd an, welches Ginga *) heißt; einige bedecken sich noch mit Beinkleidern, doch ist diese Art von Luxus ziemlich selten. Die Weiber tragen Hals- und Armbänder die aus bunten und kleinen Glaskügelchen zusammengesetzt sind; es gehört vorzüglich zu ihrem Putze, daß sie sich mit Bändern aus rothem Zeuge oberhalb und unterhalb der Wade fest zusammenschnüren, die ihnen alsdann besonders schön vorkommt, wenn sie stark angezogen, glänzend ist und einen großen Höker bildet. Um doch das Ansehn zu haben, als ob sie sich nach

*) Einige Indianische Völkerstämme die etwas von der Küste entfernt sind, tragen bey großen Gelegenheiten sehr kostbare Kleider und Mützen von seltenen Federn.

unsern Gebräuchen richteten, ziehen sie, wenn sie auf den Straßen zu Cayenne gehen, einen kleinen leinernen Unterrock, aber weder Schuhe, noch Strümpfe, noch ein Hemd an; sonst sind die Personen beyderley Geschlechts nur in so weit bekleidet, als es die Schaamhaftigkeit zur höchsten Nothdurft erfordert. Die Bedeckung der Weiber besteht in nichts als in einer kleinen Schürze von Glasperlen, welche die Gestalt eines Trapezes hat, ungefähr 8 bis 9 Zoll hoch, an dem obern Theile vier bis fünf, und an dem untern höchstens so viele Zoll breit ist. — Diese kleine Schürze wird Kouyou genannt; sie ist gewöhnlich mit vieler Sorgfalt gearbeitet, und hinten sieht man nichts davon als einen kleinen Faden, wodurch sie um die Hüfte gebunden wird.

Ich sah einige unter diesen Weibern, welche ihre Unterlippe mit drey Stecknadeln durchstochen hatten, deren Spitzen nach außen zu gingen. — Sollte dieses als Zierde oder als Heilmittel dienen, wie man mich öfters versicherte? Beydes läßt sich kaum begreifen.

In zweifelhaften Fällen von der Art muß man sich nie bey den Männern Raths erhohlen, denn diese sind von einer grenzenlosen Eifersucht, ja ihre ganze Energie scheint in dieser Leidenschaft concentrirt zu seyn. Man redet daher auch nie mit ihren Weibern, und empfiehlt jedem Europäer den die Neugierde in ihre Gesellschaft

führt, daß er sich stellen solle, als bemerkte er sie gar nicht. Die Eifersucht scheint ihren Grund mehr in dem Gefühle des eignen Unvermögens als in dem Werthe zu haben, den man auf eine gewisse Person legt; denn diese kleinen Sultane behandeln ihre Weiber mit vieler Gleichgültigkeit, Härte und Verachtung. Sie müssen alle mögliche Arbeiten verrichten, nur der Fischfang und die Jagd ist ihnen erlassen. Auf den Reisen, die häufig vorfallen, unterliegen sie beynahe unter der Last ihrer Kinder, des Hamacs und des Hausgeräthes, während daß der Mann nichts als die Pfeile und den Bogen hält, und im tiefsten Stillschweigen ganz allein mit lächerlicher Gravität einige Schritte vorausgeht. Die Bewohner des innern Landes und die Befehlshaber auf den militärischen Posten haben mich versichert, daß die Eingebornen oft um des geringsten Verdrusses willen, ja nur aus Laune sich anderswo festsetzen, oder eine Reise von 20 bis 25 Stunden nicht scheuen, um ihre Klagen anzubringen.

Diese Naturmenschen sind nicht sehr zahlreich, und selten gelangen sie zu einem hohen Alter. Jeder kleine Völkerstamm hat seinen besondern Anführer, denen man unter Ludwig XV. zur Auszeichnung einen blauen, mit Golde pordirten Stock, einen Stock mit einem großen silbernen Knopfe und eine silberne Medaille mit

dem Bildnisse des Königs gab, welche sie auf der Brust trugen. Ich sah sie öfters zu Cayenne in diesem glänzenden Aufzuge mit herumhängenden, oder bloß mit einem Bindfaden zusammengebundenen Haaren, ohne Schuhe und Strümpfe. Uibrigens waren diese Anführer weder auf ihre Würde noch auf ihre prächtige Pracht stolz. Einer derselben lehrte mich mit dem Bogen zu schießen, und er war über den Schluck Tafia, den ich ihm am Ende der Lection gab, eben so vergnügt als der geringste seiner Untergebenen.

Der Einkauf und Verkauf verschiedener Dinge führt sie oft mit ihren Weibern und Kindern in die Stadt; sie kommen ohne alles Mißtrauen, und man hegt keines gegen sie. Vor dem Stadtthor gegen den Fluß zu hat man ihnen sogar einen besondern Schuppen bestimmt *), wo sie ihre

*) Den Tag über geht es hier in der Regel ganz ordentlich zu; des Abends aber, wenn der Tafia in die Köpfe gestiegen ist, hört man oft Drohungen, Zank und zuweilen gibt es Schlägereyen. Wenn es zu ernsthaft wurde, so führte ein Corporal mit zwey oder drey Gemeinen die Heftigsten in das Gefängniß; man ließ sie noch am nähmlichen Abend oder spätesten den andern Tag la fen, und diese kleine Züchtigung von Seiten der Polizey störte das gute Vernehmen nie. Man weiß kein Beyspiel, daß sie sich je in solchen Fällen widersetzt hätten; so

ihre Hamacs aufhängen, und sich bey ihrer Ankunft aufzuhalten pflegen. Dieser Schuppen besteht bloß aus einigen Pfosten über welchen ein Dach ruht, und der Wind hat von allen Seiten Zugang; dennoch ist er vor die Bedürfnisse dieser Naturmenschen hinreichend. Wer sie nicht in ihren kleinen Dörfern oder Carbets besuchen will, kann hier ihre Sitten und Gebräuche mit Muse beobachten, denn es befremdet sie gar nicht, daß man ihre kleine Einrichtungen sehen will, und sie lassen sich auch durch niemand stören. Man kann sich auch mit ihnen unterhalten, weil es, bey ihren mannigfaltigen Verhältnissen mit den Bewohnern der Stadt, immer einige gibt, welche gebrochen französisch reden, und die man verstehen kann. Sie dutzen, und nennen jedermann Banare, welches in ihrer Sprache „mein Freund" heißt, und so redet man sie wieder an. Mehrere Einwohner und Neger sprechen ihre Sprache, und man findet davon ein kleines Wörterbuch in einem sonst sehr schlechten Werke des Hrn. Prefontaine, welches den Titel: die Bauernhütte zu Cayenne (Maison nistique le Cayenne) führt.

Ich erwähnte oben des außerordentlichen Stumpfsinnes der Eingebornen, und der sicher-

weit geht ihre angeborne Furchtsamkeit, und so groß ist die Vorstellung, welche sie von der Uiberlegenheit der Weißen haben.

ste Beweis davon ist wohl, daß sie durch den Anblick aller Wunder der Natur nie auf den Gedanken an ihren Schöpfer geleitet worden sind. Man findet nicht einmahl Spuren von Abgötterey unter ihnen, sie leben in dieser Rücksicht ganz wie die Thiere, und es fällt ihnen gar nicht ein, den engen Kreis zu verlassen, welchen Gewohnheit und Bedürfniß um sie gezogen haben.

Sie sind äußerst faul und sorgenlos. Sie bauen nichts als einige Fußbreit Roucou, womit sie ihre Personen und Hausgeräthe bestreiten, ein wenig Baumwolle zu ihren Hamacs, und etwas Manioc oder Igname zu ihrer Nahrung. Sonst bekümmern sie sich ganz und gar nicht um die Zukunft, sie legen sich in ihren Hamacs nieder, so bald sie gegessen haben, und pressen aus einer Art von Flöte *) rauhe und falsche Töne heraus, welche sie zuletzt einschläfern. Meistens stehen sie nicht eher auf, als bis sie der Hunger auf die Jagd oder auf den Fischfang treibt. Die Natur erleichtert ihnen die Befriedigung der wenigen Bedürfnisse und Begierden, die sie etwa haben, so sehr, daß sie sich der, den heißen Erdstrichen eignen Faulheit um so eher überlassen. Der Mensch bedarf äußerer Antriebe,

*) Diese Flöte hat nur ein sehr großes Loch, welches sie mit der rechten Hand bedecken, und es läßt sich schlechterdings nichts darauf spielen, das Instrument ist lärmend ohne alle Harmonie.

und die Erfahrung hat gelehrt, daß die Indianer brauchbarer sind, seitdem man sie mit neuen Bedürfnissen und Genüssen bekannt gemacht hat.

Gegen den Tafia und alle übrigen starken Liquers hält ihre Gefühllosigkeit nicht Stand. In Ermanglung derselben berauschen sie sich mit gegohrenen Getränken, die sie selbst machen, gewöhnlich mit Wicou welcher aus Manioc bereitet wird, und abscheulich schmeckt. Außer den vielen Trinkgelagen in kleinen Cirkeln halten sie auch allgemeine in den Carbets (Dörfern) wo jedesmahl ein großer hiezu bestimmter Schuppen befindlich ist. Man versicherte mich, daß sie zuweilen mehrere Tage hinter einander währen. Sie setzen sich in einem Kreise, und die Weiber dürfen, höchstens den Wicou oder irgend einen andern Liqueur aus einem großen in der Mitte befindlichen Napfe in die Flaschenkürbisse gießen, und die Männer bedienen.

Die Art, wie sie bey der Bereitung des Maniocs verfahren, beweist, daß die Natur jedem Geschöpfe den zu seiner Erhaltung nöthigen Kunsttrieb eingepflanzt hat. Bekanntlich ist der Manioc, so wie er von Natur wächst, ein Gift, und es ist sonderbar genug, daß man fast im ganzen südlichen Amerika die Wurzel davon als Nahrungsmittel gebraucht. Die Einwohner überzeugten sich nähmlich durch Erfahrung, daß eigentlich nur der Saft im Manioc giftig sey, und

daß, wenn dieser ausgepreßt ist, eine gute mehlichte Substanz übrig bleibe. Bey der Scheidung verfahren sie auf folgende Art. Sie befestigen kleine spitzige Steine auf einem zwey Schuh langen Brete, und zerquetschen die Maniocwurzen nachdem sie geschält ist, mit dieser sehr starken Raspel, welche in dem Lande Grage heißt. Der zerriebene Manioc wird in einen fein geflochtenen Korb oder Schlauch gefüllt, welchen man oben an einem Baum befestiget, und unten mit einem großen Steine behängt; durch das Gewicht entsteht ein starker Druck, und das schädliche Wasser wird aus den Manioc nach und nach ganz ausgepreßt. Mit dem Rückstande macht man entweder Cassave oder Cauac, welches nichts anders ist, als jenes zuerst getrocknete und hernach auf einer Platte geröstete grobe Mehl.

Ihr Kunstfleiß geht noch weiter. Sie verstehen sich auf die Bereitung eines vortrefflichen Töpfergeschirres, welches im Feuer vollkommen aushält; es ist aber schwer zu bekommen, weil sie nur wenig davon machen, und sie kaufen sogar selbst zu ihrem Gebrauche das meiste zu Cayenne. Alle ihre Gefäße, die sich nicht dem Feuer aussetzen, sind nichts als ausgehöhlte Kürbisse von verschiedener Größe, und öfters versehen sie dieselben mit vielen Zierathen. Sie machen auch allerley Körbe, unter denen manche wegen ihres künstlichen und saubern Geflechts den Europäern

Ehre machen würden. Ihre Hamacs sind auch sehr dicht und fest gewebet, sie verfertigen aber von allen diesen Dingen nicht mehr, als sie brauchen, nud nur durch Tasia kann man sie zuweilen von ihnen erhalten.

Des Winters, daß heißt während der Zeit des Regens, kommen nur wenige Indianer aus der Nachbarschaft nach Cayenne. Sie bleiben alsdann nur kurze Zeit dort, und man kann sie deswegen auch nicht gut beobachten. Im Sommer kommen sie aber aus den entlegensten Gegenden der Colonie auf ungeheuren Fahrzeugen mit Segeln. Man erkennet sie schon in der Ferne theils an der Bauart, noch mehr aber an dem schneidenden Geschrey der Papagayen, der Jacos, der Aras (oder Indianischen Raben) und der Affen, welche sie mitbringen. So gemein auch diese Thiere in dem Lande sind, so ziehen sie doch eine Menge neugieriger Zuschauer herbey, und gewöhnlich verkaufen sie ihre Ladung gut. Sie besteht nicht nur in den eben genannten Thieren, sondern sie bringen auch manchmahl eingesalzenes Fleisch von wilden Schweinen, Seeküche, (maniatus) und andere Fische mit.

Uiberhaupt verhandeln sie alles, was sie besitzen, und nichts ist veränderlicher als ihr Preis; er hängt bloß von dem Zustande ab worin sich ihre Gurgel im Augenblicke befindet, wo man sie anredet, und von der Art, wie man

sie zu behandeln weiß. Manchmahl scheint es, als wollten sie gar nichts verkaufen, oder sie machen wenigstens ausserordentliche Preise. Böthe man ihnen drey viertheile, so würden sie es geradezu ausschlagen, denn mit Worten kömmt man ihnen nicht bey; legt man ihnen aber nur die Hälfte oder ein Drittheil in die Hand, so zählen sie hin und her, ohnerachtet sie das Geld sehr genau kennen; der Zauber wirkt, der Anblick des Geldes und der Vorschmack des Tafias bestimmen sie, und der Handel ist geschlossen. Zuweilen verkaufen sie alles beynahe für nichts, sogar ihre Hamacs, ihr Hausgeräthe, ihre Ruder und Waffen.

Ihre vorzüglichsten Waffen bestehen in Pfeilen und Bögen, und einen Instrument aus harten und schwerem Holze, welches sie Boutou oder Casse—tete (Kopfzerschmetterer) nennen, und das seinem Zwecke vollkommen entspricht; diese Keulen sind in Ansehung ihrer Form und Zierrathen verschieden, und sie haben alle einen baumwollenen Henkel, welcher sich um das Gelenke der Hand schlingt, damit die Keule desto fester gehalten werden könne.

Ihre Bögen sind gewöhnlich fünf bis sechs Fuß hoch und aus Letterholze gemacht. Die Sehne ist aus Seidenkraut (pitre) bereitet, und fast so lang als der Bogen: an dem einen Ende desselben bleibt sie immer befestiget, und an den

andern wird sie eingehängt; man muß sie aber drehen und etwas kürzer machen, wenn der Bogen gespannt werden soll.

Meistens sind die Pfeile länger als die Bögen; ich sah einige die sechs und einen halben Fuß lang waren. Wenigstens zwey Drittheile derselben bestehen aus einem kleinen sehr zerbrechlichen und leichtem Schilfe, und man fügt daran mit Baumwolle ein sehr hartes Stück Holz, welches bald mit eisernen Stiften bald mit den Stacheln verschiedener Fische, z. B. des Machoiran und des Rochen beschlagen ist. Der Stachel des Rochen ist gegen vier Zoll lang, von beyden Seiten mit einer Menge von Zähnen versehen, die so beschaffen sind, daß sie leicht eindringen, aber nicht ohne die stärksten Risse zu machen, zurückgehen. Die Wilden im Innern des Landes bedienen sich immer solcher Pfeile in ihren Schlachten, und alle Wunden, welche sie damit machen, sind tödtlich, weil der Stachel sich von dem Pfeile trennt, und in der Wunde bleibt, wenn man ihn zurück ziehen will. Gewöhnlich sind aber die Eingebornen in Guiana viel zu friedfertig, als daß sie diese schreckliche Waffe oft gebrauchen sollten, und die in Afrika so gemeine Sitte, die Pfeile zu vergiften, ist ihnen ganz unbekannt. Alle ihre Pfeile sind mit Federn versehen, außer denen, welche sie zur Erlegung der Fische bestimmen.

So tief diese Menschen in Ansehung ihrer geistigen Fähigkeiten stehen, so sehr sind sie dafür durch ihre beyspiellose Geschicklichkeit und die ausnehmende Schärfe ihrer Sinnen entschädiget. Es erregt Erstaunen wenn man sie den Bogen bey ihren Fischereyen im Meere oder in großen Flüssen führen sieht. Sie haben gewisse, andern schlechterdings unbemerkbare Kennzeichen, woran sie die Nähe eines Fisches von weitem erkennen, und indem die Weißen, welche sie manchmahl aus Neugierde begleiteten, sich alle Mühe geben, um das zu entdecken, worauf sie der Indianer aufmerksam macht, so geht der Pfeil los, und der tödtlich verwundete Fisch krümmt sich auf der Oberfläche.

Sind sie durch einen zwischenliegenden Gegenstand verhindert, geradezu nach einem Fisch oder nach Wasservögeln zu zielen, so schießen sie den Pfeil nach dem richtigsten Augenmaße in die Luft; er beschreibt eine Parabel, und trifft in seinem schnellen Laufe beynahe immer den Gegenstand, auf welchen er gerichtet war. In den Wäldern bedienen sie sich gleichfalls des Gesichts, des Gehörs und des Geruchs. Da sie selbst fast nichts als Instinkt und Sinnen wie die Waldthiere haben, so sind sie auch mit der einem jeden eigenthümlichen List und Schlauigkeit bekannt. Eine Menge kleiner Umstände, die uns entwischen, sind unfehlbare Kennzeichen für sie,

und fast nie ergriffen sie ihren Bogen, ohne so viel Wildpret zurück zu bringen, als sie brauchen. Sie ziehen dennoch die Flinten vor; man gibt sie ihnen ohne Mißtrauen, und sie bedienen sich derselben auf eine eben so geschickte Art.

Wenn sie in ihren Nachen fischen, so sind gewöhnlich nur zwey miteinander; der Eine ist mit dem Pfeile und Bogen bewaffnet, und steht vornen unbeweglich, der Andere sitzt hinten und rudert. Sie reden nie ein Wort, es möge auch vorfallen was es wolle. So bald derjenige, welcher auf der Wache steht, und überall umher blickt, etwas beobachtet, so gibt er dem andern sogleich die Richtung an; dieser steuert der Anzeige gemäß, und macht so wenig Geräusch und Bewegung als möglich ist. Nach einem verabredeten Zeichen rudert er gar nicht mehr, der Nachen geht von selbst noch ein Sück weit in seiner Richtung fort, und der erste drückt seinen Pfeil ab, wenn er in der gehörigen Entfernung zu seyn glaubt.

Der Fisch, welcher auf diese Art gefangen wird, ist vortrefflich, heißt das alte Weib *) wiegt manchmahl gegen drey bis vier hundert Pfunde, und zeigt sich oft an der Oberfläche des Wassers. Sobald ihn der Indianer schon in der größten Entfernung wahrnimmt, so fährt er

*) Bey den Engländern Meerschleye, sonst Papagayschnab el.

ohne alles Geräusch gegen ihn, und drückt seinen stärksten Pfeil auf ihn ab; das Thier schlägt fürchterlich um sich, taucht unter und verschwindet. Der Indianer ist schon daran gewöhnt, er sieht den Erfolg zum voraus, und bleibt unbeweglich, sein durchdringender Blick richtet sich überall hin, und wirklich erscheint der Fisch, der durch die Wunde geschwächt, und durch den Pfeil in Unruhe versetzt ist, bald wieder an der Oberfläche des Wassers, doch zuweilen in einer ziemlich beträchtlichen Entfernung. Der Indianer sieht die Spitze seines Pfeils, er nähert sich, schießt einen zweyten los, der Fisch taucht noch einmahl unter, kommt aber bald und in einer kleineren Entfernung wieder zum Vorschein, und nach einem dritten Schuß bekommt der Indianer den Fisch in seine Gewalt.

Außer des Pfeils bedienen sie sich auch des Harpons bey dem Fischfang, und zwar mit eben so vielen Geschicklichkeiten. Da ich zufälliger Weise in einer Wohnung an dem Flusse Aprovague war, so sah ich einige, die in ihrem Nachen einen ungeheuren Schwertfisch von fünf bis sechs Centnern hatten; ich kaufte das Schwert desselben für eine Bouteille Tafia, und sie erzählten mir, was ihnen so eben begegnet war. Sie hatten nahe an der Mündung gefischt, und schon einen guten Fang gethan, als sie auf der Oberfläche des Wassers die große Floßfeder, welche auf

dem Rücken des Schwertfisches liegt, sahen. Das Thier war sogleich mit dem Wurfpfeile erreicht, es entfernte sich aber nach erhaltener Wunde so schnell, daß die Indianer das am Wurfpfeile befestigte Seil nicht schnell genug abwickeln konnten; der Nachen warf um, und alles fiel in das Wasser. Dieser Unfall setzte sie nicht in die mindeste Verlegenheit; einige von ihnen suchten den Nachen zu retten, während daß andre mit dem Seile des Wurfpfeiles an das Ufer schwammen, und den Schwertfisch an das Land zogen.

Zur Erlegung der wilden Schweine, welche in dem Lande sehr zahlreich sind, bedienen sie sich besonderer Pfeile, die mit einem kleinen, dünnen und lanzenförmig geschnittenen Stücke Bambus beschlagen sind. Sobald die Indianer merken, daß die Schweine, welche immer in großen Haufen ziehen, und sich durch ihr Grunzen verrathen, herbeykommen, so erwarten sie dieselben auf den Bäumen. Im günstigsten Zeitpuncte gibt einer von ihnen das Zeichen zum Angriff, die Pfeile regnen von allen Seiten, die wilden Schweine zerstreuen sich unter einem entsetzlichen Geschrey, und die Indianer steigen von den Bäumen herab, um sich der Todten auf dem Schlachtfelde zu bemächtigen, oder um die Verwundeten aufzusuchen.

Diese Jagd wird manchmahl auf eine sehr verschiedene Art angestellt. Wenn die Indianer

an dem Ufer großer Flüsse in ihrem Nachen sind, und eine Bande wilder Schweine nach dieser Richtung kommen sehen, so stören sie dieselben nicht, und verbergen sich sorgfältig. Oefters schwimmt die ganze Heerde in geschlossenen Reihen über den Fluß; ist sie so weit gekommen, daß sie nicht wieder zurückkehren kann, so treten die Indianer in ihren Nachen aus dem Hinterhalte hervor, und sie schlagen die Schweine ohne alle Mühe mit ihren Rudern und Keulen todt. Diese Ereignisse sind den Indienern nichts ungewöhnliches, und ich sah einen Einwohner von Cayenne, welcher einem ähnlichen Feste beywohnte, als er einst über einen Fluß setzte.

Die Jagd auf eine Art sehr großer und schmackhafter Eidexen ist von besonderer Beschaffenheit. Gewöhnlich halten sie sich auf hohen Baumästen auf, und da der Pfeil, den man nach ihnen schießt, in dem Holze stecken bleiben würde, so befestigen die Indianer an die Spitze einen Kolben von türkischem Weitzen, womit die Eidexe erschlagen wird.

Man sieht leicht ein, daß es von großem Nutzen ist, so geschickte Bogenschützen in seinen Diensten zu haben, und viele Einwohner gehen Verträge mit ihnen ein.

Der Einwohner gibt monathlich eine Summe Geldes, Tafia, und einige Ellen grober Leinwand; dafür versorgt der Indianer seinen Tisch

mit Wildpret und mit Fischen. Ist der Monath geendiget, so steigern sie entweder den Preis, oder sie heben den Contract ganz auf, und nie ist es erlaubt, sie mit Gewalt zurückzuhalten.

Ohnerachtet ihre Unabhängigkeit nicht am mindesten angetastet wird, so verlangte doch der Gouverneur der Insel manchmahl einige Dienste von ihnen, in Sachen welche das allgemeine Wohl betrafen; doch kam man darin gütlich überein, und der Preis für ihre Bemühungen wurde auch festgesetzt. Man gebrauchte sie besonders als Wegweiser, wenn man entlauffene Neger wieder einhohlen wollte. Ohne ihren Beystand wäre es den Weißen unmöglich gewesen, die Neger bis in die Wälder zu verfolgen; durch ihre Hülfe entdeckte man sie aber manchmahl in den undurchdringlichsten und verborgensten Gegenden. Sie gingen um so lieber auf diese Art von Jagd, da sie gewöhnlich die Neger sehr verachten; machten aber diese die mindeste Anstalt zur Gegenwehr, so zogen sich die Indianer zurück, bis der Streit entschieden war, ja sie trennten sich zuweilen gänzlich, wenn er zu ernsthaft wurde. Viele Officiere, welche bey solchen Expeditionen waren, erzählten mir beynahe unglaubliche Dinge von dem Instinkte, welcher die Indianer in den Wäldern leitet; daher sind sie den Thieren, welche dieselben bewohnen, so sehr überlegen, und daher gelingt es ihnen, eine so große Menge Pa-

pagenen, Jacos, und lebendige Affen, zu fangen, welche sie nach Cayenne bringen.

Wegen der großen Menge stehender Gewässer und Flüsse ist das Schwimmen den Indianern ein Hauptbedürfniß; sie üben sich darin von ihrer frühesten Kindheit an, und sie bringen es zu einer solchen Vollkommenheit, daß sie das Wasser als ihr zweytes Element ansehen. Sie schwimmen ohne alle Furcht im Meere und an den Mündungen der Flüsse, ohnerachtet diese voll von Crocodillen, Hayfischen, und andern schädlichen Thieren sind.

Sie sind alle ziemlich beherzte Schifffahrer, und sie manövriren auf ihren Nachen mit Einsicht und Unerschrockenheit; doch ist in dieser Rücksicht ein großer Unterschied unter ihnen. Diejenigen, welche in der Gegend des Cap de Nord wohnen, wo man beständig gegen außerordentlich starke Ströme kämpfen muß, sind den übrigen weit überlegen; ihre Nachen sind groß, fest gebaut, und können dem stürmischen Meere wohl widerstehen.

Ich brauche in Ansehung der Urbewohner Guianens nicht ausführlicher zu seyn; man wird sie aus dem bisher gesagten hinlänglich kennen, und von selbst bemerken, wie nützlich sie werden könnten, wenn die Colonie einmahl das hohe Ziel erreicht, zu welchem sie die Natur bestimmt zu haben scheint.

Siebentes Kapitel.

Von den Erzeugnissen aus dem Pflanzenreiche.

Die Mannigfaltigkeit in den Producten der Guiana ist so groß, daß man sie selbst in einem Werke wie dieses, welches mehr eine genaue Darstellung als eine ganz ausführliche Abhandlung über die Colonie seyn soll, in Classen ordnen muß. Wir werden uns nur auf diejenigen Erzeugnisse des Pflanzenreichs einlassen, welche theils wirklich ausgeführt werden, theils ausgeführt werden könnten, und die dem Menschen einige Annehmlichkeit oder Nutzen gewähren.

Alles was die Colonien hervorbringen, als Zuckerrohr, Caffee, Cacao, Baumwolle, Indigo, Reis und Toback, wird auch in der Guiana gebaut; alle diese Erzeugnisse sind aber ohnstreitig von vorzüglicher Güte, denn die Kaufleute kaufen diese Waaren hier theurer als anderswo ein, und sie setzen sie auch in Frankreich zu höheren Preisen ab.

Die Vortrefflichkeit der Baumwolle, des Indigs und des Caffees ist besonders anerkannt, und ich werde mich bey diesen Artikeln etwas länger verweilen.

Die Baumwolle aus der Guiana ist weit sanfter, geschmeidiger, weißer, und sie gibt stärkere und längere Fäden. Der Unterschied ist so auffallend, daß ihr jedermann sogleich den Vorzug zugesteht. Man macht immer zwey Ernten in der Colonie, die eine im Frühling, die andere gegen das Ende der regnerischen Jahreszeit. Die Dauer dieser letzten Ernte, welche in Ansehung der Menge und Qualität die bessere ist, hängt gänzlich von der Witterung ab. Wenn sich der Regen verspätet, oder wenn er nur nach und nach eintritt, so zieht sich die Ernte lange hinaus, und sie ist außerordentlich ergibig; an jedem schönen Tage wird alsdann ein Theil in Sicherheit gebracht; im entgegengesetzten Falle fault aber eine große Menge Baumwolle durch die vereinigte Wirkung der Feuchtigkeit und der Wärme.

Der Anbau dieses schätzbaren Strauches, welcher wenig Sorgfalt erfordert, und dem Besitzer schon im ersten Jahre entschädiget, wäre zu vortheilhaft, wenn er nicht, außerdem daß die Regenzeit bald eintreten, und den Einwohnern die Hälfte ihrer Ernte rauben kann, noch andere Gefahren ausgesetzt. In dem Augen-

blicke,

blicke, da man einernten will, kann man alles verlieren; der Baumwollenacker, welcher den schönsten Anblick gewährte, und zur reichsten Ernte Hoffnung gab, ist zuweilen durch Raupenschwärme plötzlich verwüstet, welche wegen ihrer unzähligen Menge nicht zu vertilgen sind, und deren Gefräßigkeit selten etwas entgeht. Man kann dieses als einen Krebsschaden ansehen, gegen den es kein Rettungsmittel als den Schnitt gibt. Die Einwohner lassen auch alle ihre Baumwollenstauden umhauen, und die Spitzen der Pflanzen mit den Raupen, womit sie bedeckt sind, verbrennen; der Strauch schlägt sogleich wieder aus, und wenn die Jahreszeit noch nicht zu weit vorgerückt ist, so kann man noch eine kleine Ernte machen.

Der Indig, den man in unsern Inseln jährlich kaum zwey oder dreymahl schneidet, gab in dem urbar gemachten Lande längs des Flusses Aprovague beständig sechs, sieben bis acht Ernten. Ich befand mich eben zu Cayenne, als man daselbst von der Academie der Wissenschaften zu Paris eine Antwort in Betreff der ersten Proben von Indig, den man ihr aus diesem Theile der Colonie zugeschickt hatte, erhielt; es hieß darin ausdrücklich, daß er von der besten Qualität sey, und man gab einige Vorschläge wie sich die Fabrication vervollkommen ließe. Der Indig wird wie die Baumwolle von einer

besondern Art von Raupen angefallen, die eben so zahllos und gefräßig sind. Man schneidet den Indig alsdann sogleich ab, er möge zeitig seyn oder nicht; man wirft ihn in Kessel mit allen den Millionen von Raupen, die daran nagen, und man versicherte mich, daß er in Ansehung seiner Qualität dadurch noch weit schöner werde.

Der Caffee von Cayenne, welcher in Frankreich in großem Rufe steht, scheint ihn dem Aussehen nach nicht zu verdienen, denn der Kern ist groß und glatt; man schätzt ihn dem gleich welcher auf den ehemahligen Inseln Frankreich und Bourbon wächst. Was den Einwohnern der Amerikanischen Inseln sehr sonderbar vorkommt, und was vielleicht Gelegenheit zu glücklichen Versuchen geben könnte; ist, daß man diesen guten Caffee in der Ebene und auf dem niedrigsten Boden baut. Die Wurzel dieses kleinen Baumes, welche immer um sich greift, kann daselbst in einer sehr beträchtlichen Tiefe Nahrung finden, und die Pflanzungen dauern außerordentlich lange, während das man in unsern übrigen Colonien den Caffee nur auf den Bergen anbaut, deren Erdreich oft auf einmahl nichts mehr trägt, weil der Baum erkrankt, so bald seine Wurzeln ein Hinderniß antreffen.

Ein Erzeugniß, welches ich nie in andern Colonien sah, oder welches wenigstens daselbst nur in geringer Menge ist, ist der Roucou.

eine Art von Saamen, welcher in einer stachelichten Hülse befindlich, und mit einer Purpurfarben Dolde bedeckt ist, womit man roth färbt. Bis jetzt wird nichts so sehr in Guiana gebaut als der Roucou, denn wenn er schon nicht so einträglich ist als andere Producte, so erfordert er desto weniger Sorgfalt, er ist keiner Veränderung unterworfen, und man kann den Gewinn zum voraus berechnen. Der Roucoubaum ist schön, ziemlich groß, die Pflanzungen haben die Gestalt eines V, man geht darin spatzieren, und sie gewähren keinen üblen Anblick. Er bringt wie der Caffeebaum vor dem dritten oder vierten Jahre keine Früchte, und der volle Ertrag fängt erst mit dem fünften oder sechsten Jahre an. Ist man aber einmahl so weit, so hat man nichts mehr zu befürchten, und nichts ist sicherer als ein Vermögen, welches auf diese beyden Producte angelegt ist.

Es eröffnete sich eine neue Quelle von Reichthümern in der Colonie zu Cayenne. Man fand vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren Mittel, den Holländern einen Theil ihrer reichen Producte von Ceylan und von den Molucken zu entreißen. Man verpflanzte Pfeffer, Muscatennüsse, Zimmt, und Nelken nach Cayenne, und es schien als ob ihnen dieses Clima besonders zuschlüge. Da dieses Ereigniß nicht sehr bekannt ist, und dennoch vielleicht mit der Zeit Epoche

machen kann, so wird man einige nähere Umstände über den Erfolg aus dem Munde eines Augenzeugen gern anhören.

Der Pfeffer schoß schnell empor, doch sah man bald, daß es nicht der ächte sey, wenigstens war dieses die allgemeine Meinung in der Colonie. Ich untersuchte ihn sorgfältig, und sah nichts als ein rankendes Gesträuch wie dasjenige welches die Capern trägt, mit ziemlich großen Blättern, wie die des Windekrauts.

Man konnte nur zwey Muskatnußpflanzen aus den Molucken mitnehmen, wovon die eine in der Uiberfahrt so sehr beschädiget wurde, daß sie bald darauf in der Colonie zu Grunde ging; und da dieser Baum nur ein Geschlecht hat, und die weibliche Pflanze durch eine in der Nähe befindliche männliche befruchtet werden muß, so machte der Untergang der Einen die Andere unfruchtbar. Ich sah sie in voller Stärke und Blühte in dem Garten des Hr. Royer, Wundarztes an den königlichen Hospitälern, wo sie wahrscheinlich noch ist; so lange sie aber allein bleibt, lassen sich keine Früchte von ihr erwarten.

Der Zimmt und Nelkenbaum sind über alle Erwartung gediehen, und der erste ist durch Ableger, der andere durch die Früchte, welche die ersten Pflanzen trugen, vervielfältiget worden. Die Regierung theilte allen Einwohnern davon mit, und sie legte auf dem Berge Ga-

brielle, vierzehn Stunden von Cayenne eine beträchtliche Baumschule an, woraus jedermann versehen werden konnte; ich sah auch eine Pflanzung von vier tausend sechs hundert Nelkenbäumen im besten Ertrag. Diese Bäume sind von Natur Pyramidenförmig, alle ihre Theile geben wie der Zimmtbaum einen guten Geruch, sie waren alle vom schönsten Wuchse, und bildeten ein entzückendes kleines Gehölze. Man hat nach Frankreich mehrere Centner von den Früchten geschickt, welche sie getragen haben, und sie sind nach wiederhohlten Versuchen so wie der Zimmt von vorzüglicher Güte befunden worden.

Man machte sich nach allen diesen glücklichen Unternehmungen bereits Hoffnung, den Handel der Holländer zu untergraben, indem man niedrigere Preise festsetzen wollte. Die letzte Reise, welche ich nach Cayenne machte, hatte keinen andern Zweck, als alle, dieser Colonie eigenthümlichen nützlichen Producte, unter andern den Zimmt- und Nelkenbaum, zu verführen. Wir haben gegen drey bis vierhundert Pflanzen nach Martinique, Cap — Francois, besonders Port au Prince gebracht; sie kamen sehr gut an, und ohne Zweifel sind von da aus mehrere dieser kostbaren Bäume bereits auf die Englischen Inseln verpflanzt worden. Gelingen sie daselbst, und beschäftigen sich verschiedene Nationen mit ihrem Anbaue, so werden sie bey der im Ganzen nicht

so beträchtlichen Consumtion in Europa im Preise sinken, und ein ganz unbedeutender Handelsartikel werden.

Mit dem Gewürzpflanzen brachte man einige Mangobäume nach Cayenne; dieser Baum ist in Ostindien einheimisch, und trägt eine vortreffliche und sehr gesunde Frucht, welche Mango *) heißt. Sie gediehen wie in ihrem Mutterlande, und haben sich so vermehrt, daß die Mango jetzt eine der gemeinsten Früchte in der Guiana ist. Im Jahre 1788 zählte man schon dreyßig tausend fruchttragende Mangobäume. Alles dieses beweist, daß das Clima dieser Colonie den Producten Ost- und Westindiens zuträglich ist.

Man findet in Cayenne ohne Ausnahme alle Früchte aus unsern Amerikanischen Colonien, als Ananas, Baniane (eine Art Feigen), den Zimmtapfel, die Goyave (psidium pyriferum), die Barbadille, den Breyapfel (achras Sabota) die Frucht des Avogatobaumes (laurus persea) u. a. m. Man pflanzt und pflückt sie, ohne sonst irgend eine Sorgfalt darauf zu verwenden. Das Beschneiden und Impfen der Bäume kennt man gar nicht, und man sieht leicht, wie sehr alle diese Früchte noch veredelt werden könnten. Doch scheinen die Ananas unverbesserlich; sie

*) Sie ist der Gestalt und Farbe nach einer Aprikose ähnlich, aber größer und lieblicher.
A. d. Ut.

sind weit vorzüglicher als auf den Antillen, und beynahe doppelt so groß. Man kann auch ohne Nachtheil so viel davon essen als man will, und man gibt sie so gar den Fieberkranken in den Spitälern. Es gibt vielleicht keine wasserreichere und besser gegen Fäulniß verwahrende Frucht, und die Trockenheit des Bluts, nebst dem Hang der Säfte zur Fäulniß ist gerade die Hauptquelle aller Krankheiten, in der heißen Zone.

Einige Obstarten, die auf den Antillen gebaut werden, sind der Guiana eigenthümlich, und hierher gehört die Frucht, welche dort Pomme de liane, und hier Maritambour heißt. Alle Wälder sind voll davon. Außerdem trifft man noch viele andere Früchte daselbst an, die mir von sehr mittelmäßiger Güte schienen, die aber von den Einwohnern geschätzt, und anderswo ganz unbekannt sind.

Mehrere derselben gehören in die Classe der Palmbäume, welche in der Guiana sehr häufig und mannigfaltig sind, und in großen Maßen wie der Datelbaum in den mittäglichsten Gegenden Europens vorkommen. Außer diesem jährlichen Ertrag geben alle Palmarten eine Frucht, welche sehr uneigentlich Palmkohl genannt wird; sie läßt sich in Ansehung ihres Geschmacks mit der Artischocke und unsern feinsten Gemüsarten vergleichen; doch kann man sie nur einmahl genießen, und ein jeder solcher Genuß muß

mit dem Verluste eines Baumes erkauft werden, der fünf und zwanzig bis dreyßig Jahre zu seinem Wachsthume brauchte. Dieser Verlust ist auf einem so kleinen Raume den unsre Inseln beschreiben, in der That von Bedeutung; die Palmkohle werden auch immer seltener. Der Kohl ist der obere Theil des Palmbaums, welcher kein Holz hat, und wo alle Blätter ihren Ursprung nehmen; da man ihn nur mit Aufopferung des Baumes erhalten kann, so schneidet man ihn gewöhnlich zwey oder drey Fuß von der Erde ab, damit man die Spitze desto leichter abnehmen kann. Einige Tage hernach zeigt sich mitten im Stamme, der stehen geblieben ist, ein häßlicher großer weißer Wurm, der ungefähr einen Zoll lang ist, und vor Fett berstet. Die Creolen auf den Antillen zählen diesen Wurm zu den feinsten Leckerbissen, in der Guiana fragt man aber nicht darnach, und da ich in meinem Leben nichts eckelhafteres gesehen habe, so ließ ich mich auch nie verführen. Der Kokusbaum trägt den besten Palmkohl, der Baum ist aber zu kostbar, als daß man ihn so leicht aufopfern sollte.

Ein großer, sehr nützlicher Baum, welchen man Guiamadou nennt, wächst fast in allen Gegenden der Guiana. Vielleicht ist der nähmliche, welcher in andern Reisebeschreibungen unter den Nahmen Wachsbaum vorkommt, wenig-

stens benutzt man ihn auf dieselbe Art. Man kocht die Frucht desselben, und zieht daraus ein Wachs, wovon jeder Einwohner die zu seinem Verbrauche nöthigen Lichter bereitet. Dieses Wachs hat keine schöne gelbe Farbe, und alle Versuche, die man in der Colonie und in Frankreich angestellt hat, um es zu bleichen, waren vergeblich. Es brennt übrigens sehr gut, und wenn es gleich unsern Wachskerzen nicht an die Seite gesetzt werden kann, so ist es doch dem Unschlitt weit vorzuziehen, weil es weder seinen üblen Geruch hat, noch so leicht zerfließt.

Man trifft in den Wäldern der Guiana auch den Baum an, welcher den Copahu- oder Copaivabalsam gibt; er scheint nicht sehr gemein zu seyn, ohne Zweifel ließ er sich aber leicht vervielfältigen. Man machte mich eine Stunde weit von dem Berge Gabrielle, wo die Nelkenpflanzungen sind, auf einen solchen Baum aufmerksam, welcher in der Colonie berühmt zu seyn scheint. Er ist von ausserordentlicher Größe; ich steckte meinen Arm in ein großes Loch, und nahm einen Löffel von diesem kostbaren Balsam heraus. Er ist ein vorzügliches Heilmittel in venerischen Krankheiten, und man braucht ihn häufig in Cayenne bey Wunden, welche durch schneidende Werkzeuge verursacht worden sind.

Die Einwohner Guianens versicherten mich oft, daß sie in ihren Wäldern den Baum besitzen,

woraus das elastische Harz fließt. Ich sah ihn nie, doch scheint mir dieser Bericht wahrscheinlich, weil der Baum in der nahe gelegenen Portugiesischen Colonie Para in Menge anzutreffen ist. Man benutzt ihn nicht, weil, wie man mir sagte, die Portugiesen ihr Verfahren schlechterdings nicht bekannt machen. Sie geben diesem Harze alle mögliche Formen, und machen sogar Stiefel daraus, durch welche das Wasser nicht dringen kann.

Unerachtet das Seidenkraut (pitre) auch in unsern übrigen Amerikanischen Colonien wächst, so scheint er mir doch einen Platz unter den nützlichen Producten Guianens zu verdienen. Man zieht aus dieser Pflanze eine Art Hanf, welcher nicht so geschmeidig und gut als der Europäische ist, ihn aber doch zuweilen ersetzen kann. Die ursprünglichen Bewohner des Landes machen daraus Sehnen für ihre Bögen, Hamacs, und alles Tauwerk, welches sie zu ihren Nachen brauchen; ohne Zweifel könnte der Europäische Kunstfleiß diesem Producte mehr Vollkommenheit geben. —

Die Ausfuhr des Holzes zu eingelegter Arbeit ist beträchtlich, und keine französische Besitzung läßt sich in dieser Rücksicht mit der Guiana vergleichen. Außer der großen Menge, welche noch in ungeheuren Wäldern verborgen ist, findet man das anderswo ganz unbekannte einfärbige und gefleckte Letterholz, das violetfarbige Holz, das

Panacoco, das Seidenholz und andere Gattungen, wovon man das kostbarste Hausgeräthe bereitet. Es gibt eine Art Rosenholz, die so gemein ist, daß ich Pferderaufen davon machen sah; anfangs riecht es ganz wie die Blume, wovon es den Nahmen erhalten hat, dieser Geruch verliert sich aber, je mehr es trocknet.

Indem ich von den Holzarten in der Guiana rede, muß ich etwas von den Tischen sagen, welche man daselbst sieht, die aus einem Stücke gemacht, und von ungeheurem Umfange sind. Man schickt sie öfters nach Frankreich, wo man dem Baume, aus welchem sie gearbeitet sind, einen Umfang andichtet, der in der Natur nie existirt hat. Man wird sich weniger darüber wundern, wenn man weiß, daß diese Holzmassen nie zu dem Stamme irgend eines Baumes gehörten, sondern nur Auswüchse desselben sind. Die Wurzeln gewisser Bäume erheben sich in der Guiana auf eine sonderbare Art, die ich sonst nirgends bemerkte, sieben bis acht Fuß über die Erde, und bilden um den Stamm herum Stützen oder Pfeiler, die sich sehr weit ausdehnen. Diese Art von Verschlag ist ungefähr drey Zoll dick, und in dem Lande unter dem Nahmen Arcaba bekannt. Diese Arcabas sind manchmahl sehr zahlreich, oft ganz und gar nicht im Verhältnisse mit der Dicke des Baums, zu welchem sie gehören, und daraus werden die ungeheuren Tische verfertiget, über deren Größe man sich billig wundert.

Da die Guiana in dem nähmlichen Erdstriche und beynahe in der nähmlichen Breite wie Perou liegt, so konnte man sich Hoffnung machen, auch die Chinawurzel zu finden. Seit langer Zeit bath man die Regierung, ihr Augenmerk darauf zu richten, und ich sah einen Arzt, der sich auf Botanik verstand, in Cayenne ankommen, welcher den Befehl hatte, in die Innere Guiana so weit zu dringen, bis er die Wurzel finden würde, sollten ihn auch seine Nachforschungen bis nach Perou führen. Einige Weiße und eine ziemlich große Anzahl Schwarzer und Eingeborner sollten bey dieser Unternehmung zugegen seyn, um die Bagage zu tragen, Beobachtungen zu machen, um sich wechselsweise zu unterstützen, um Hindernisse, welche die Natur in den Weg stellen würde, zu überwinden, und um als Jäger und Fischer zu dienen. Der Erfolg ist mir ganz unbekannt geblieben, so viel ist aber ausgemacht, daß man nach dem, was man von der Guiana weiß, das innere Land als eine fruchtbare Fundgrube betrachten kann, die noch bey weitem nicht genug benutzt ist.

Die Regierung scheint überhaupt die Absicht gehabt zu haben, die kostbarsten Producte aus Afrika, Ost- und Westindien in Cayenne vereinigen zu wollen. Der Sagou wurde schon mit gutem Erfolge gebaut, und man erwartete den Brotbaum, den Mangoustan, die wohlschme-

ckendste Frucht von Ostindien, den pain de singe *), einen afrikanischen Baum von ungeheurer Größe, der im Pflanzenreiche das ist, was der Wallfisch im Thierreiche ist. Kaum kann man glauben, was Valmont de Bomare in seinem Werke behauptet, daß einige dieser Bäume gegen sieben und dreyßig Fuß im Durchmesser haben.

*) Ich habe in mehreren botanischen Werken den teutschen Nahmen dieses Baumes vergeblich gesucht; vielleicht ist der Französische ein Provinzialausdruck.

A. d. Ut.

Achtes Kapitel.

Lebensmittel, welche man in der Guiana findet.

Außer den verschiedenen Früchten, welche in der Guiana einheimisch sind, und wovon im vorigen Abschnitte geredet worden ist, gibt es noch daselbst einige schätzbare Wurzeln, wie die Patate und Igname, ferner Pomeranzen, Melonen, Granatäpfel, und fast alle unsre Gartengemüse. Einige derselben wollten nicht gedeihen, zum Beyspiel der Blumenkohl, der Brocoli (ein Italiänischer Kohl), die Kartoffeln; andere gerathen nicht ganz; so bekommt der gewöhnliche Kohl keinen Kopf, die Zwiebeln geben viel Kraut, aber nicht den festen Körper, wovon wir Gebrauch machen. Ohne Zweifel ist das Clima ein großes Hinderniß; die Einwohner beschäftigen sich aber so wenig mit ihren Gärten, und sie lassen dieselben durch so unwissende Leute besorgen, daß man die Schuld nicht mit Gewißheit allein auf das Clima schreiben kann. Wegen der gro-

ßen Fruchtbarkeit des Erdreichs, wegen der Feuchtigkeit und Wärme müssen sich die Pflanzen zu schnell entwickeln, und sie haben nicht Zeit, ihre Säfte auszukochen. Man sollte in diesem Lande die Fruchtbarkeit eben so zurückhalten, wie man sie anderswo begünstiget, und den Einfluß des Climas durch Mittel schwächen, welche denen, die man in den Europäischen Treibhäusern anwendet, gerade entgegengesetzt sind.

Man findet die Hausthiere, welche wir in Europa am häufigsten verzehren, als Ochsen, Kälber, Schaafe, in großer Menge, doch von schlechterer Qualität. Sehr gemein ist eine Ziege, welche schmackhaft und in Amerika einheimisch zu seyn scheint; sie ist kleiner als die unsrige, ohne Bart, und wird, so alt sie auch seyn möge, Cabri *) genannt. Man zieht in den Höfen das nähmliche Geflügel wie in Frankreich auf, und man hat noch überdieß einige Waldvögel zahm gemacht, worunter der Hocos gehört, der ein schönes Gefieder hat, und an Größe und Güte dem Truthahn gleich kommt. Die Enten und Tauben sind mit Recht sehr geschätzt.

In den meisten Wohnungen werden Landschildkröten in den Höfen genähret. Diejenigen, welche man bald speisen will, haben einen besondern Platz; man füttert sie alsdann mit nichts

*) Sonst werden nur junge Ziegen so genannt.
A. d. Ue.

als Bananasfrüchten, sie werden bald fett, und schmecken alsdann sehr gut. Wir fanden in dem kleinen Park, worin sie geschlossen waren, alle Tage Eyer, die fast so groß als Hühnereyer, aber nicht so schmackhaft waren.

Das Meer und die Flüsse liefern eine Menge Fische, worunter einige vortrefflich sind; doch kann man sie selbst in Cayenne nicht beständig haben. Mehrere Einwohner halten sich Neger zum Fischfang, und lassen alles verkaufen, was sie nicht selbst gebrauchen; da nun niemand zur Versorgung des Publicums bestellt ist, so entsteht wechselsweise Uiberfluß und gänzlicher Mangel.

Die Krabben, eine Art von Krebsen, können als das Manna der ärmern Classen unter den Weißen und Schwarzen angesehen werden. Alle Morgen gehen Neger auf Nachen von Cayenne nach Macouria, vier Stunden weit, auf diese Jagd, und des Abends kommen sie mit einem ungeheuren Vorrath zurück, den sie augenblicklich verschließen. Die Creolen essen sie sehr gern, und sie sind das wohlfeilste Gerücht; man zerhackt die fleischigen Theile des Thiers, würzt sie ein wenig, und kocht sie in der eignen Schaale. Diese Krebse sind gewöhnlich sehr groß, und es ist unbegreiflich, daß die Art nicht ganz vernichtet ist, da man sie seit so vielen Jahren immer an dem nähmlichen Orte aufsucht.

Ich

Ich habe noch von der großen Menge Wildpret zu reden, welches die Wälder theils an vierfüßigen Thieren, theils an Vögeln liefern. Das gemeinste unter allen ist das Ferkelkaninchen, welches beynahe die Größe eines Haasens hat. Man kann es leicht lebendig bekommen, aufziehen und zahm machen; ich sah einige, mit welchem man spielte, und die eine Anhänglichkeit wie die Hunde zeigten; da sie aber alles mit ihren Zähnen zernagen, so fragt man nicht viel nach ihren geselligen Eigenschaften*).

Wenn man das Ferkelkaninchen verfolgt, so verbirgt es sich gewöhnlich in Baumhöhlen, woraus man es durch Rauch oder kleine Hunde vertreibt; man versicherte mich, daß man sie oft oben auf gewissen hohlen Bäumen schieße, wohin sie von innen gehen, um dem Rauche oder den Hunden zu entfliehen.

Die übrigen vierfüßigen Thiere in der Guiana welche von den Menschen verfolgt werden, sind:

Eine Art Hirsch, von mittlerer Größe, mit kurzen Geweihen, die sehr häufig sind. Die Einwohner nennen das Männchen und Weibchen,

*) Uiberhaupt bemerkt man, daß sowohl Vögel als vierfüßige Thiere aus diesem Theile von Amerika leicht zahm, und zur Domesticität angehalten werden.

welche sehr gut zu essen sind, ohne Unterschied Hirschkuh.

Der Pacos*) welcher die Größe eines Milchschweines, und ein sehr delikates Fleisch hat.

Der Acouchi, ein hübsches schmackhaftes Thier, welches aber wegen seiner außerordentlichen Kleinheit nicht häufig genossen wird. Er ist ungefähr von der Größe eines Indianischen Meerschweinchens, und man würde ihn gern aufziehen, wenn er nicht so zerstörend als die Ratze wäre, und noch stärkere Zähne besäße.

Der Tatou oder Armadill (Panzerthier) ein kleines schüchternes Thier, welches mit einem Harnisch bedeckt ist, der mehrere bewegliche Streifen hat; es scheint den Uibergang von den vierfüßigen zu den Schaalthieren zu machen. Er rollt sich wie ein Igel in eine Kugel zusammen, und sonst kann er sich auch nicht vertheidigen, wenn man ihn in einiger Entfernung von seinem Loche überfällt, denn er gräbt sich wie ein Kaninchen unter die Erde ein; oft schützt ihn diese unterirdische Wohnung nicht vor den Verfolgungen des Jägers, welcher nachgräbt, und ihn lebendig fängt.

*) Der Pacos und die ihn verwandte Kamehlziege waren die einzigen Geschöpfe, welche die Amerikaner schon vor Ankunft der Spanier als Hausthiere hielten.

A. d. Ue.

Unter das delikateste Wildpret muß man ohnstreitig die Eidexen rechnen. Hat man den Eckel, den ihre häßliche Figur erweckt, überwunden, so muß man gestehen, daß das Fleisch dieses Thiers eben so fein und weiß, als Hühnerfleisch ist. Wir sahen oben wie die Eingebornen die Eidexen mit ihrem Pfeile schiessen. Gewöhnlich fügen ihnen die Neger, welche dieselbe nach Cayenne zum Verkaufe bringen, kein Leid zu, und sie binden ihnen nur die Vorderfüsse über den Kopf zusammen. Ihr Biß ist nicht giftig; sie sind sehr gemein in der Colonie; einige sind vier Fuß lang, doch nimmt der Schwanz zwey Drittheile davon ein, und dieser ist zu mager, als daß er benutzt werden könnte. Oft findet man sie, wie unsere kleinen Eidexen in Europa, ohne diesen Schwanz, und sie sind alsdann um nichts weniger stark und behend.

Wir können nicht alle nützliche Vögel beschreiben, und reden daher nur von den folgenden:

Der Hocos verdient den ersten Platz; er geht truppweise, und ist in einigen Theilen sehr gemein. In einigen Ebenen gibt es eine Menge Heerschnepfen (gallinago) und Schnepfen, welche von den Europäischen durch das Gefieder unterschieden sind. Die wilde Ente kennt man auch, und überhaupt ist die Classe der Wasservögel daselbst zahlreich und mannigfaltig. Man trift ver-

schiedene Arten wilder Tauben, und zweyerley Arten von Rebhühnern an, welche in Europa nicht bekannt sind. Die eine ist von der Größe einer Henne, und legt grüne Eyer, welche in den Kabinetten aufbewahrt werden. Man müßte überhaupt das Innere des Landes lange Zeit bewohnt haben, bis man alles, was es von der Art darbiethet, kennen gelernt hat; denn die Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Theilen ist so unbedeutend, daß man kaum die einem jedem eigenthümlichen Producte austauscht.

Neuntes Kapitel.

Fische.

Das Geschlecht der Fische ist so mannigfaltig in der Guiana, daß es wohl einen besondern Abschnitt verdient.

Man theilt sie im Lande, in Fische mit Schuppen und ohne Schuppen ein; von jenen kostete das Pfund zu Cayenne sechs, von diesen zwey französische Sols. In Ansehung der Güte, lassen sich beyde Arten nicht vergleichen; fast alle Schuppenfische sind vortrefflich, und man schätzt besonders den Acoupa, die Soubine, den Meerbarben, und die Hochschauer*).

*) Dieser Nahme ist von Müller, dem Herausgeber des Linneischen Natursystems. Ich vermuthe, daß gros Ceux im Original gros Yeux heißen sollte; die Beschreibung, welche der Verf. von diesen Fischen macht, scheint diese Vermuthung zu rechtfertigen.

Letztere sind von ihrer besondern Gestalt so benannt; die größten wiegen ein Drittheil eines Pfundes, sie sind sehr gemein, sie schwimmen truppenweise an dem Ufer des Meeres, und so nahe an der Oberfläche, daß ihre Augen, welche einen halben Fuß hervorstehen, immer ausserhalb des Wassers sind. Man tödet sie gewöhnlich mit der Flinte oder mit einer Art von Pfeilen, die vier bis fünf Arme haben, und allein zu diesem Zwecke bestimmt sind, womit man mehrere zugleich tödtet.

Weit zahlreicher sind die Fische ohne Schuppen. Einige derselben sind mit einer zähen Feuchtigkeit wie der Aal überzogen, und alle mehr oder weniger mit furchtbaren Stacheln bewaffnet. Die leichteste Wunde, welche durch solche Stacheln veranlaßt wird, ist fast immer gefährlich, und kann den Tod nach sich ziehen. Man hat hiervon schreckliche Beyspiele in der Colonie, und von dem folgenden, war ich selbst Augenzeuge. Der Nachen war von dem Fischfange zurückgekommen, und man hatte in einem Korbe einen Haufen kleiner Fische, die nur von der Größe eines Fingers waren, als Ausschuß zurückgestellt. Ein Soldat wendete sie mit der Hand um, um zu sehen, ob unten keine bessern seyn, er fühlte einen Stich, wie den von einer Nadel, gab aber weiter nicht darauf Achtung; bald darauf wurde der Schmerz lebhafter, der Finger schwoll, man

man mußte ihn ins Spital führen, und er konnte es nur nach zwey Monathen verlassen, nachdem er mehrere Mahl geschnitten werden mußte, und der Finger sich so gegen den inneren Theil der Hand gedreht hatte, daß er auf die Zeit seines Lebens keinen Gebrauch mehr davon machen konnte.

Diese mit Stacheln bewaffnete Fische werden gewöhnlich mit dem Angel gefangen; man muß wohl auf seiner Huth seyn, daß man nicht verwundet wird, wenn man sie los macht, um so mehr da sie sich alsdann anstrengen und ihre ganze Stärke gebrauchen wollen. Ohne Zweifel haben sie diese Waffen empfangen, damit sie der Gefräßigkeit ihrer Feinde, welche sie immer an den Küsten verfolgen, desto leichter entgehen können; daher greifen selbst die Hayfische sie nur mit Vorsicht an.

Wegen seiner Größe verdient der Machoiran in dieser Classe den ersten Rang; wir fingen oft mit dem Angel die zwanzig Pfunde wogen, und es gibt noch weit größere. Sie haben auf den Rücken, unmittelbar unter dem Kopfe ein beiniges Schild, in Gestalt eines Herzens, welches ungemein stark ist; mitten auf demselben dreht sich ein Stachel, der einen Finger dicht und vier bis fünf Zoll lang ist. Diese Waffe gibt ihm Muth, sich selbst mit dem Schwertfische zu messen, und bey meiner ersten Reise nach Cayenne

unterhielt man sich öfters von einer solchen Schlacht, wovon beynahe die ganze Stadt Augenzeuge gewesen war. Man sah an der Mündung des Flusses einen Schwertfisch von mittlerer Größe, und einen ungeheuren Machoiran, welche sich wüthend verfolgten. In der Hitze des Kampfes näherten sie sich dem Ufer, und nachdem sie lange Zeit die Zuschauer belustiget hatten, fielen sie beyde als Beute zu ihren Füßen nieder. Dem Machoiran wurde hart zugesetzt, er schwang sich mit allen Kräften auf, und fiel auf den Sand; der Schwertfisch verfolgte ihn, und hatte das nähmliche Schicksal. Die ganze Colonie wird sich noch dieser sonderbaren Begebenheit erinnern.

Außer den eben angeführten, gibt es auf der Küste der Guiana, noch eine Menge gefräßiger Fische aus dem Geschlechte der Wallfische, z. B. den Schwertfisch, den Hammerfisch, und mehrere Hayarten. Letztere sind meistens von mittlerer Größe, und so zahlreich, daß wir uns auf einer langen Schifffarth längst der Küste von nichts anders nährten. Wir nahmen oft zwanzig an einem Tage mit dem Angel, und diese Speise verursachte uns nicht die mindeste Unbequemlichkeit.

Alle Wallfischarten zeichnen sich dadurch aus, daß sie lebendige Junge gebähren. Ich rechne daher zu dieser Classe jene Art von Rochen,

welche einen vier Fuß langen Schwanz hat, und von seiner Geburt an mit einem großen gezähnten Stachel versehen ist; der Nahme, welchen ihm die Naturforscher geben, ist mir nicht bekannt *). Wenn Bomare von der Menge von Eyern redet, die man in einigen Rochen findet, so bezieht sich das ohne Zweifel auf andere Arten. Ich selbst kann wenigstens als Augenzeuge folgende Thatsache anführen. Einer unsrer Matrosen fing auf der Küste von Guiana einen Rochen, der ungefähr sechzig Pfund wog. Indem er an dem Angel über das Schiff gezogen wurde, mochte diese gezwungene Stellung die Gebärzeit beschleunigen, und er ließ vier Junge fallen. Sie waren alle wie Waffeln zusammengerollt, und von der Größe eines kleinen Tellers. Wir tauchten sie in eine mit Wasser gefüllte Wanne, wo sie kaum bemerkbare Zeichen des Lebens von sich gaben, und wir warfen sie am Ende in das Meer, wo sie wahrscheinlich bald von den Hayfischen verschlungen wurden,

Es gibt auf der Küste von Guiana, noch eine andere Rochenart, von ungeheurer Größe, die man den Teufelsrochen nennt. Er ist einer der größten Seefische und ein Feind des Wallfisches. Der Nahme Teufelsroche, kommt nach der Aussage der Einwohner von zwey Hörnern,

*) Ohne Zweifel ist es der Pastinaca, Stachelroche oder Pfeilschwanz. A. d. Ui.

mit denen er bewaffnet ist; er wiegt manchmahl zehn tausend Pfund. Ich sah öfters solche Teufelsrochen in einer kleinen Entfernung von unserm Schiffe aus dem Wasser springen, und mit großem Geräusche wieder niederfallen, doch konnte ich sie nie mit Muse beobachten, und es scheint, man wisse kein Mittel in der Guiana, um sie zu fangen. Folgendes trug sich unter meinen Augen zu. Wir lagen ungefähr drey Stunden von der Küste bey dem schönsten Wetter vor Anker, und unser großes Boot, war wie gewöhnlich an einem Tau befestiget. Auf einmahl nähert sich das Boot mit unglaublicher Schnelligkeit dem Schiffe, es wird an das Ufer getrieben und zerschmettert; der Mann welcher darin war, konnte den Stoß nicht zurückhalten, und fiel um. Wir hätten uns diese sonderbare Begebenheit nicht erklären können, wenn uns der Steuermann aus Cayenne nicht versichert hätte, daß sie durch einen Teufelsrochen veranlaßt worden sey, welcher zwischen dem Schiff und Boot durchging, sich in dem Tau verwickelte, und sich mit Gewalt daraus befreyte. Wir sahen auch am nähmlichen Morgen mehrere Teufelsrochen, die sich nahe von dem Schiffe über das Meer schwangen.

Der Schwertfisch beißt nicht in dem Angel; man fängt ihn in großen starken Netzen, die in gewissen Entfernungen an kleinen Ankern befestiget werden. Man hat eine solche Fischerey, auf

der kleinen Insel La Meere, drey Stunden von Cayenne angelegt. Die Schwertfische verwickeln sich in die Netze; wenn man sie herauszieht, muß man aber viele Vorsicht anwenden, denn die geringste Wunde, welche sie mit ihrer fürchterlichen Waffe beybringen, wäre tödtlich. Die Neger essen das nicht wohlschmeckende Fleisch, welches gewöhnlich zur Bereitung des Oehls benutzt wird. Manchmahl verwickeln sich die Teufelsrochen in die Netze, und richten sie ganz zu Grunde.

Auf der Küste von Sinamari, achtzehn bis zwanzig Stunden unter Cayenne, fängt man fast den ganzen Sommer Seeschildkröten. Die Bewohner dieser Gegenden postiren ihre Neger bey anbrechender Nacht auf den Sand, wo sie unbeweglich und in der größten Stille die Schildkröten erwarten. Manchmahl sehen sie nichts, zuweilen wird aber diese Fischerey eben so belustigend als einträglich. Eine ungeheure Schildkröte nähert sich langsam dem Ufer, sie bleibt stehen, sobald sie das feste Land erreicht hat, und horcht eine Zeitlang, indem sie die Hälfte des Körpers außer den Wasser hält. Hört sie das mindeste Geräusch, so geht sie nicht vorwärts. Wenn ihr aber alles ruhig scheint, so geht sie auf den Sand, und legt ihre Eyer darein. Kaum hat sie einige Schritte in dieser Richtung gemacht, so läuft der nächste Neger auf sie zu, erlegt sie

auf den Rücken, und während sie sich fruchtlos in dieser Stellung zerarbeitet, lauert er auf seinem Posten auf eine neue Beute.

Man bewahrt diese Schildkröten; wovon die größten zwey hundert und funfzig bis drey hundert Pfund wiegen, in großen verschlossenen Behältern, wo das Meerwasser zufließen kann. Sie werden lebendig an die Schiffer verkauft, welche um diese Zeit von den Antillen kommen. Diese bringen nach Cayenne solche Artikel *) die sie mit Nutzen verkaufen, sie nehmen eine Ladung von Baumwolle und farbigem Holze, und steuren auf die Küste von Sinamari **), wo sie so viele Schildkröten aufladen, als der Raum der Schiffe bequem fassen kann. Sie erfordern

*) Sie bringen öfters Kalk, weil es keine Kalksteine im Lande gibt, und weil man ihn hier nicht wie auf den Antillen und in St. Domingo aus Korallen und Muscheln bereiten kann.

**) An dem Ufer dieses Flusses, doch in einiger Entfernung von Küsten ist es, wo die unglücklichen Deportirten leben. Dieser Theil der Colonie ist öde, arm und unbevölkert; doch ist die Natur nicht ohne Reitze. Es gibt daselbst viele von der Natur geschaffene Wiesen, wo das Vieh erzogen wird.
A. d. V.

Eigentlich bewohnen die Deportirten die Ufer des Flusses Couamana, zwischen Sinamari und Yracoubo. A. d. Ui.

sehr wenig Sorgfalt; man legte sie auf dem Verdecke neben einander, begießt sie zwey oder dreymahl des Tages mit Meerwasser, und reibt ihn alle Morgen die Augen mit einem Tuche ab. So brachten wir wenigstens eine dreyhundert Pfund schwere Schildkröte von Sinamari nach Martinique. Die schönste Schildkröte wird auf der Küste von Guiana mit zwanzig Thalern bezahlt, auf den Antillen verkauft man sie aber um sechs bis sieben Louisdor. Man kann die ausserordentliche dünne Schaale, womit diese Art bedeckt ist, nicht benutzen.

Die Schildkrötenfischerey würde noch reichlicher ausfallen, wenn man sich der Netze bediente; dieses ist aber nicht erlaubt, theils damit ihre Anzahl nicht zu sehr vermindert werde, theils damit sie nicht abgeschreckt werden, und ihre Eyer anderswo hinlegen.

Ich habe bisher nur von den Fischen geredet, welche sich in der See oder in denjenigen Gegenden der Flüsse aufhalten, wo die Ebbe und Fluth noch bemerkbar ist. Man versicherte mich, daß man weiter oben in den Flüssen vortreffliche, in süßen Gewässern vorkommende Fische antreffe; ich hatte aber keine Gelegenheit, mich selbst davon zu überzeugen *). Viele dieser Flüsse sind so voll

*) In den durch das Wasser überschwemmten Wiesen der Guiana findet man dicke Aale, die kürzer als die unsrigen, und im Lande Zitteraale benannt sind.

von Kaimans oder Crokodillen, daß die Oberfläche des Wassers nach dem einstimmigen Zeugniße der Einwohner manchmahl davon wie mit Floßholz bedeckt zu seyn scheint.

Der Doktor Laborde, dessen ich schon oben erwähnt habe, sagt mir, daß, wenn er mit seiner Flinte einen Fluß, der neben dem Oyapok seine Mündung hat, hinauffahre, die Kaimans über die Hälfte der Vögel, welche er schieße, nehmen, noch ehe er Zeit habe, sich derselben zu bemächtigen. Sie verbreiten einen solchen Geruch, daß man sich von ihrer Nähe überzeugen kann, ehe man sie sieht.

Sie verursachen wie der Krampffisch einen elektrischen Schlag, wenn man sie berührt. Verständige Personen haben mich versichert, daß man diesen Schlag auch spürt, wenn man sie mit einem Stücke Metall, welches in diesem Falle wie ein Conduktor wirkt, anrührt. Es scheint auch, sie können den Schlag nach ihrem Belieben leiten. Berührt man sie sanft mit einem Stabe in einer mit Wasser gefüllten Wanne, so ist der Schlag schwach, er wird aber um so stärker, je mehr man das Thier reitzt, und am Ende unerträglich.

Zehntes Kapitel.

Insekten.

Ein sehr kenntnißvoller Mann zu St. Domingo, welcher viele mikroscopische Beobachtungen anstellte, sagte mir einst, daß eine Quadratmeile in der heißen Erdzone mehr lebendige Thiere enthalte als irgend eine der großen Provinzen Europens. So paradox diese Behauptung scheint, so mag sie doch in Rücksicht der Guiana gegründet seyn, unerachtet ich dadurch nichts sehr rühmliches sagen will. Die schädlichen Insekten sind ausserordentlich zahlreich, und besonders für Fremde in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft eine große Plage. Sie setzen sich vorzüglich an die Beine, und da ihr Stachel durch die dichtesten Gewebe dringt, so konnte ich mich nicht anders davor schützen, als indem ich sie mit Papier überzog, oder lederne Strümpfe trug. Je mehr man die Stelle, an welcher man gestochen wurde, reibt

desto mehr erhitzt sich die Wunde. Der brennende Schmerz läßt sich nicht anders stillen, als indem man sich oft badet, und mit saftreichen Citronen reibt.

Je länger man in der Colonie lebt, desto weniger empfindet man diese Unbequemlichkeit; die ältern Einwohner fühlen sie gar nicht mehr. Wären die Betten nicht mit Flor oder sehr dünner Leinwand umgeben, so müßte man auf allen Schlaf Verzicht thun. Dieses Geräthe nennt man Moustiquiere, nach dem Nahmen des gefährlichsten Feindes, gegen den es schützen soll, der Moskite (moustique). Es hängt bis auf den Boden, und man muß unter demselben durchgehen, wenn man sich in das Bett legt.

Der Maringouin, jene große Schnake, mit langen Beinen, die auch in Europa vorkommt, ist am häufigsten und beschwerlichsten. Die Zimmer, welche dem Abendwind ausgesetzt sind, oder in welchen ein beständiger Luftzug ist, sind davon befreyt; diese Insekten versammeln sich aber in Menge besonders da, wo man aus Nachlässigkeit eine mit Wasser gefüllte Badwanne stehen läßt. Das Licht zieht sie herbey, und da man wegen der Hitze die Fenster offen lassen muß, so werden diese mit Rahmen, über welche dünne Leinwand gespannt ist, versehen. An stille stehenden Gewässern und in gewissen Wäldern trift man sie in unzähligen Schwärmen besonders bey einbrechen-

der

der Nacht an. Man kann sich alsdann nicht anders gegen sie schützen, als indem man in einigen Entfernungen große Feuer anlegt, und sich in dem Zwischenraume aufhält.

Wer auf dem Grase läuft, hat den schmerzhaften Biß eines kleinen rothen Insekts zu befürchten, welches sich an Thiere und Menschen hängt. Man muß sich um so mehr dafür in Acht nehmen, da man es wegen seiner Kleinheit kaum bemerkt. Der Citronensaft ist das einzige Mittel, wodurch man seiner los werden kann.

Die Tschiken *), kleine schwarze Insekten, welche dem Floh gleichen, und auf die nähmliche Art hüpfen, sind daselbst sehr gemein, so wie in allen Americanischen Colonien. Sie setzen sich in den fleischigten Theilen des Beines fest, und werden nach vier bis fünf Tagen so groß als eine Erbse. Um diese Zeit empfindet man ein lebhaftes Beitzen, und alsdann muß man sie mit einer Nadel ausrotten; die meisten Negerinnen sind hierin sehr geschickt. Vernachlässiget man dieses, oder nimmt man nicht den ganzen Sack hinweg, in welchem die Eyer der Tschike enthalten sind, so läuft man Gefahr, daß sie ausbrüten, und sich auf's neue in großer Menge ansetzen. Die Neger

*) Penetrans, der Sandfloh, Nigua, Ton, Attun. A. d. Ut.

haben besonders damit zu kämpfen, und sie verursachen ihnen oft solche Wunden, daß sie kaum laufen können, und daß ihre Füße mit Geschwüren bedeckt sind. Oefters kommt dieses vom Mangel an Reinlichkeit, doch gibt es Neger, an welche sich die Tschiken vorzugsweise hängen, und wenn dieses einmahl bekannt ist, so verlieren sie vieles von ihrem Werthe.

Man sieht in der Nähe der Häuser in der Guiana, und selbst in den Zimmern ein dem Anscheine nach sehr furchtbares Insekt, welches die Gestalt einer Wespe hat, aber dreymahl so groß ist. Sie befestigen ihre kleinen Nester unter den Dächern und an den Balken der Häuser. Ihr Stich ist fürchterlich, und kann das Fieber erregen; doch hat man nichts von ihnen zu besorgen, so lange man sie nicht reizt, ja sie rächen sich sogar nicht für jede üble Behandlung.

Ganz anders verhält es sich mit einer Bremsenart (Mouche ſans raiſon genannt), welche sich aber glücklicherweise nur in den Wäldern aufhält. Wer ihnen begegnet oder in die Nähe ihres Nestes kommt, wird mit Wuth von ihnen angefallen. Ihr Stich ist sehr empfindlich, die Thiere sind nicht dafür gesichert, und die elendesten Pferde, welche durch Sporn und Peitsche nicht mehr anzutreiben sind, werden dadurch in die lebhafteste Unruhe versetzt.

Die Holzlaus ist in Guiana sehr gemein;

sie durchnagt zuweilen in wenigen Tagen das Holzwerk in den besten Zimmern. Man verfolgt sie auf verschiedene Art, besonders mit Arsenik.

Die Ameisen sind auch sehr beschwerlich; sie dringen überall ein, verheeren die Gärten, und kommen selbst in die Häuser. Die Taubenschläge sind gewöhnlich isolirt, und an ihren Pfeilern sind Gefäße angebracht, die man mit Wasser füllt. Ohne diese Vorsicht kommen sie in die Nester, und fressen die jungen Tauben. Insekten, welche Kleider, Papier und Bücher anfressen, sind auch sehr häufig, und man kann sich nur mit vieler Sorgfalt und durch stark riechende Körper wie der Kampfer, dafür verwahren. Uiberhaupt muß man in der Guiana immer gegen diese Legionen von Feinden kämpfen, welche wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit allen menschlichen Bemühungen, wodurch man sie zerstören oder nur beträchtlich vermindern wollte, Troz biethen.

Eilftes Kapitel.

Kurze Darstellung der Guiana in Naturhistorischer Hinsicht.

Ohnerachtet die französische Guiana einige Land und Seemuscheln hervorbringt, so ist sie doch für den Conchyliensammler nicht sehr merkwürdig, weil diese Art von Producten wegen der niedrigen Küsten und des Schlamms, den man überall auf dem Grunde des Meeres findet, nicht wohl gedeihen kann. Der Mineraloge könnte, wenn er tiefer in das Innere des Landes eindringt, manche nützliche und neue Bemerkungen machen *); was ihm zuerst auffallen wird, ist,

*) Nahe von Cayenne findet man viele Eisentheilchen, welche sich an die Magnetnadel hängen. Ich sah Proben einer gelben Minner aus dem Inneren des Landes, welche ziemlich viel Gold enthalten sollte; man hat aber nie darüber nachgeforscht, noch weniger eine Ausbeute gemacht.

daß das ganze Land keine Kalksteine enthält. Besonders ist aber die Guiana für den Botaniker und für den Naturforscher, welcher sich mit vierfüßigen und kriechenden Thieren, mit Vögeln, Schmetterlingen und Insekten beschäftigt, eine reiche Fundgrube. Es scheint die Natur prange hier mit ihrer ganzen Pracht, und sie habe alle Schönheiten zusammengestellt, die man in Europa nur einzeln und unvollkommen erblickt.

Die Guiana steht in dieser Rücksicht in einem solchen Rufe, daß die Naturforscher aus der ganzen Welt daselbst Verbindungen zu unterhalten suchen. Alles was darauf Bezug hat, ist auch ausserordentlich gesucht, und jedermann macht Sammlungen entweder zu seinem eigenen Vergnügen, oder auf Bestellung, oder um sich Freunde in Europa zu verschaffen. Leute, welche sich bloß mit Ausbälgen beschäftigen, können unmöglich alle Bestellungen besorgen, die man bey ihnen macht, und man sieht alle Tage Neger, welche vierfüßige Thiere, Schlangen, Schmetterlinge und Vögel zum Verkauf bringen.

Unter den letztern gibt es eine Menge, welche sich durch die Schönheit ihres Gefieders auszeichnen, besonders aus dem Geschlechte der Cotinga, der Tanagra, des Pfefferfrases, der Papageyen, der Jacos *) und Aras (Indianischer Raben).

*) Ich hätte unter dem Wildpret die Papageyen und Jacos anführen können; ihr Fleisch ist wohlschmek-

Man zählt ohngefähr fünfzehn Colibriarten, worunter einige ein prächtiges Farbenspiel haben. Man schießt diese schönen kleinen Vögel mit feinem Schrôt, wenn sie unbeweglich mit ausgespannten Flügeln den Schnabel in einen Blumenkelch stecken; dieses ist um so leichter, da sie sich haufenweise auf blühende Bäume setzen, und da sie weder furchtsam noch mißtrauisch sind; man kann ihnen so nahe kommen als man will, und ein Schuß, wovon einige getödtet werden, erschreckt die andern nicht.

Nachdem die Vögel in Cayenne ausgebälgt worden sind, werden sie nach Europa geschickt, wo man ihnen Augen einsetzt, und vermittelst eines eisernen Drathes die gehörige Stellung gibt. Vorher ist die Haut sorgfältig ohne Beschädigung des Gefieders abgezogen worden, man stopft sie mit Baumwolle aus, nachdem sie so wie der Kopf mit einem Pulver aus Kampfer und Alaun eingerieben worden ist. Außer der Menge von Vögeln, welche für die Naturaliencabinette bestimmt sind, werden viele zu Verzierungen der Kleider nach Europa geschickt. Oft werden viele tausend Colibrihäute oder Tucankehlen zu diesem Gebrauche versendet. Man leimt sie auch symmetrisch auf große Bögen weißen Papiers, die man un-

kend, im Innern des Landes werden ungeheuer viele verzehrt, und man sieht sie immer in zahlreichen Haufen vorüberfliegen.

ter Glas setzt, und dieses gibt Gemählde von den schönsten Colerit.

Die Classe der Schmetterlinge und Insecten ist noch unendlich reicher, und man hat davon die prächtigsten Sammlungen. Zwey Insecten verdienen besonders bemerkt zu werden, das eine wegen seines Kunstfleißes, das andere wegen seiner Nützlichkeit. Das erste ist eine Art von Mücke, welche den Beynahmen Papiermacherinn (cartonniere) führt, weil sie auf Baumästen ein Nest oder vielmehr einen bewunderungswürdigen Korb von dem schönsten Löschpapiere baut, welcher inwendig in mehrere Fächer eingetheilt ist, welche in Verbindung unter sich stehen, und nur einen Ausgang haben. Das zweyte ist eine Ameise aus dem Innern des Landes, welche aus abgefallenen Blättern eine schwammigte Substanz bereitet, die man im Lande unter dem Nahmen Ameisennest kennt. Man bedient sich derselben, mit dem besten Erfolge bey starken Blutflüssen, um das Blut zu stillen, und wenn Glieder abgelöst werden, so wirkt sie weit schneller als der Lerchenschwamm (agaricum).

Aus Scherz erzählt man gewöhnlich den Europäern, welche zum erstenmahle nach Cayenne kommen, daß die Austern auf den Bäumen wachsen. So sonderbar dieses klingt, so ist doch etwas wahres daran. Wir haben schon von den Sumpfkiefern geredet, welche am Ufer des Mee-

res und längst der Mündungen der Flüsse wachsen. Die Austern hängen sich in Menge an ihre Wurzeln, zuweilen selbst an die Aeste, und man verkauft sie nicht anders als mit dem Stücke Holz woran sie sich festhalten. Diese Austern sind klein, und meistens so geschmacklos, daß man sie ohne Salz nicht essen kann, sie erscheinen auch nicht auf guten Tafeln. Uibrigens werden sie auch in unsern übrigen amerikanischen Colonien an Bäumen angetroffen.

Kriechende Thiere von jeder Art und Größe finden sich in Menge auf der Guiana; in einigen Gegenden stößt man alle Augenblicke auf Eidexen und Schlangen; wir fanden zuweilen einige auf dem Schiffe, die ohne Zweifel mit dem Holze aufgeladen worden sind. Zum Glück sind diese Thiere nicht schädlich, und es ist fast ohne Beyspiel, daß ein Unglück entsteht *). Einige sind ungeheuer, man gibt ihnen den allgemeinen Nahmen Couleuvres (Coluber) und diese verschlingen die Accouchi, die Ferkelkaninchen, und sogar junge Hirschkälber. Ich brachte die Haut einer solchen Schlange nach Europa, die gegen funfzehn Fuß lang und vier Zoll dick war, und die in Cayenne für sehr klein angesehen wurde. Kurz

*) In Martinique hingegen sterben alle Jahre mehrere Neger von Schlangenbissen, und in einigen Gegenden bringen sie sogar alle Hunde um.

vorher sah man eine die von sechs Negern getragen wurde, und zwey und dreyßig Fuß lang war.

Wenn man die ausserordentliche Größe gewisser Fruchtbäume, der Wälder, der kriechenden und Seethiere in Amerika beobachtet hat, so wird man von der Büffonschen Behauptung in Ansehung der vierfüssigen Thiere noch mehr überzeugt; diese scheint die Natur in einem weit kleinern Modell geformt zu haben. Alle Thiere der neuen Welt, welche denen der Alten ähnlich sind, sind auffallend kleiner. Man sieht davon einen deutlichen Beweis in der Guiana an dem Hirsche und dem Tiger; der letzte ist von mäßiger Größe, und hat nichts von dem wilden Charakter seines Geschlechts; er begibt sich sogleich auf die Flucht*). Man findet daselbst keines von jenen großen Thieren, dergleichen das Flußpferd, das Nashorn, das Kamehl, der Büffel und die Giraffe sind. Der Manipourir oder Tapir, der Elephant von Amerika, ist kaum so groß als ein Esel; seine Oberlippe ragt weit über die untere hervor, sie gleicht einer kleinen Schnauze, und ist eben so be-

*) Das Fell des Tigers auf der Guiana ist ausserordentlich schön; man versteht aber nichts von der Kunst, die Felle zu bereiten. Wahrscheinlich wohnte dieses Thier, welches jetzt auf das feste Land verwiesen ist, anfangs auf der kleinen Insel Cayenne; wenigstens heißt noch eine der vorzüglichsten Anhöhen daselbst der Tigerberg.

weglich und geschmeidig. Diese Thiere sind furchtsam und werden leicht zahm. Ich sah eines bey dem Gouverneur von Cayenne, welches während der Mahlzeit von einem Gaste zu dem andern ging, um ein Stück Brot zu erhalten, und welches wie der furchtsamste Hund davon lief, wenn es einen Neger kommen sah, der es mit der Peitsche wegjagen wollte.

Es gibt in den Wäldern der Guiana sechs besondere Arten von Affen; 1) der Covata, ein großer schwarzer Affe mit rundem von Blattern bedecktem Gesichte; er ist vielleicht das häßlichste und unförmlichste unter allen Thieren; 2) der rothe Affe, der stärkste unter allen, dessen Fleisch wie Kalbfleisch schmecken soll; er wird häufig gespeist, und man gibt den kranken Negern in den Spitälern die Fleischbrühe davon *); 3) der gehörnte Affe von der Größe einer Katze; seine Haare bilden eine Art von Hörnern, wie die Federn auf dem Kopfe des Uhu, und daher kommt sein Nahme; 4) der Micou, von der Größe eines Kaninchens; ein niedliches Thierchen, welches sogleich zahm wird, und leicht nach Europa gebracht werden kann; 5) und 6) der Tamarin und Sapajou, die kleinsten unter allen, und die einzigen, welche man noch auf der Insel Cayenne antrift. Alle

*) Sie versammeln sich in der Nacht Haufenweise auf den Bäumen, und machen ein trauriges und klägliches Geschrey, welches man in der Ferne hört.

diese verschiedenen Arten von Affen haben lange Schwänze, und man kann keine lebhafteren und artigeren Thiere sehen als diese letzteren.

Ausser den schon angezeigten vierfüßigen Thieren findet man noch auf der Guiana den Ameisenbär, dessen Unterhalt wohl gesichert ist, weil er sich von nichts als von Ameisen nährt; die Tiegerkatze, welche die Geißel der Hühnerstähle in der Guiana wie die Wiesel oder der Marter in Europa ist; das Faulthier oder der Ai *), das Stachelschwein u. d. m.

*) Nichts ist interessanter zu lesen und zugleich übertriebener, als was Büffon über das Faulthier sagt. Offenbar ist das ganze Gemählde ein bloßes Werk der Fantasie. Vergleicht man es, wie ich öfters that, mit dem lebenden Thiere, so muß man bedauren, daß der Mann, welcher berufen zu seyn schien, die Geschichte der Natur zu schreiben, sich öfters nur mit der Rolle des Romanendichters begnügte. Allerdings ist das Faulthier sehr träge, wenn man aber unter andern liest, daß es in einer Stunde kaum eine Ruthe durchläuft oder klettert, so muß man es sehr behend finden, und ich sage vielleicht zu wenig, wenn ich behaupte, daß das trägste Faulthier einen vierzig Mahle größern Raum in der nähmlichen Zeit durchlaufe. Sie klettern auch so gut, daß, wenn man den, welchen wir auf dem Schiffe hatten, anzubinden vergaß, wir ihn ganz oben auf dem Hauptmaste suchen mußten.

Das Verzeichniß der vierfüßigen Thiere ließ sich leicht vermehren; wir begnügen uns aber, die hauptsächlichsten angeführt zu haben, und verweisen den Leser, welcher ausführlichere Nachrichten verlangt, auf die Naturhistorischen Werke. Wer Geschmack an diesen Gegenständen hat, kann sich in der Guiana viel Vergnügen verschaffen, und diejenigen, welche vorher nicht daran dachten, werden sich von selbst die Härte ihres Exils durch diese Beschäftigung zu erleichtern suchen, um so mehr, da sie das Beyspiel aller Einwohner dazu einladet.

Zwölftes Kapitel.

Von den Negern.

Seitdem der Negerhandel existirt, haben alle europäische Philantropen, besonders solche, welche keine Besitzungen in den Colonien hatten, dagegen declamirt. In der That war kein Text leichter zu commentiren, keiner both mehr Stoff zu jenen empfindsamen Schwärmereyen dar, die in unsern Tagen so sehr zur Mode geworden sind. Ich bin weit entfernt, den Negerhandel zu rechtfertigen; dieser schändliche Verkehr mit Menschenfleisch muß jeden gut gesinnten Mann empören, und es ist unmöglich, die Menschheit auf eine grausamere Art zu entehren. Da aber Nationen nicht leicht nach den einfachen und unveränderlichen Regeln handeln können, nach welchen das Individuum sich richten soll *); da das Wohl der

*) Das schmerzhafte Gefühl welches der Negerhandel erweckt, wird dadurch einigermassen vermindert,

Nationen größten Theils von den Colonien abhängt, und da es eine ausgemachte Wahrheit ist, daß keine Colonie ohne Sclaverey existiren könne, so wird man wenigstens mit Vergnügen hören, daß sie in der Guiana weit weniger drückend als anderswo ist.

Es gibt drey Gründe, aus denen die Neger hier im Ganzen gelinder behandelt werden. Erstlich konnten sich die Einwohner bis jetzt nur auf sehr mittelmäßige Reichthümer Hoffnung machen, die Gewinnsucht, welche in der heißen Zo-

wenn man bedenkt, daß die Neger von ihren eignen Landsleuten ein weit härteres Schicksal zu erwarten hätten. Zudem ist er ein nothwendiges Ubel, weil sich vernünftigerweise nicht erwarten läßt, daß alle Nationen den Negerhandel aufgeben werden, und diejenige, welche es thut, würde die andere auf ihre Kosten bereichern, und sich in Ansehung der Colonialproducte, ohne allen Gewinn für die Menschheit zinsbar machen.

A. d. V.

Der Verf. hat hier alle Gründe zusammen gestellt, welche dem Politiker die allzu rasche Abschaffung des Negerhandels widerrathen. Daß aber dadurch der Moralist, welcher sich auf den Grundsatz: fiat justitia et pereat mundus (man sey gerecht, möge auch die Welt zu Grunde gehen) beruft, nicht befriediget werde, ist keinem Zweifel unterworfen.

A. d. Ut.

ne so hartherzig macht, hat sich ihrer daher auch weniger bemächtiget. Ferner sind die Neger in der Guiana unter der unmittelbaren Aufsicht ihrer Herrn, während daß die meisten reichen Leute von St. Domingo ihre Einkünfte in Europa verzehren, und die Sorge für ihre Sclaven Söldlingen überlassen, welche nur anf Mittel, größere Einkünfte zu erzwingen, denken. Endlich treibt man die Sclaven nicht aufs äußerste, aus Furcht, sie möchten in einem weitläufigen Lande, wo man so leicht allen Nachforschungen entgehen kann, durchgehen.

Die hauptsächlichste Nahrung der Neger in der Guiana besteht in Manioc, man theilt ihnen auch Reis und gesalzenes Fleisch aus, da hingegen die auf St. Domingo von nichts als von Gartenfrüchten leben müssen. Die meisten Einwohner halten sich Neger zur Jagd und zum Fischfang; die ersten bedienen sich der Flinte, die zweyten des Pfeils und des Bogens, und zwar beynahe mit der nähmlichen Geschicklichkeit als die Indianer. Die beste Art von Netzen ist diejenige, welche man Tramail nennt. Die Neger zu Cayenne fischen auch oft mit dem Angel ein wenig ausserhalb der Mündung des Flusses; manchmahl befestigen sie die Angel an Stäbe, welche sie in den Schlamm stecken, noch öfters schlafen sie ruhig in ihren Nachen, sie wickeln die Schnur um ihre Zehe, und warten bis sie der Fisch aufweckt.

Nichts kommt einem Europäer, der in Cayenne landet, sonderbarer vor, als die Menge der fast nackten Neger und Weissen, welche sich überall um ihn dringen, und nichts verräth mehr auf den ersten Anblick die Armuth der Colonie. Ohne der vielen freyen Schwarzen in unsern übrigen amerikanischen Besitzungen zu erwähnen, welche viel auf ihren Putz halten, gibt es daselbst weder Sclaven noch Sclavinnen, welche nicht wenigstens ehrbar gekleidet sind; hier glaubt man aber unter einer Gesellschaft Ourangoutangs zu kommen. In allen Häusern und Strassen begegnet man Weibern, die von oben bis an den Gürtel nackt gehen, und Männer, deren ganze Kleidung in einem vier Finger breiten Stück Leinwand besteht, welches um die Hüfte und durch die Beine geht; dieses Kleidungsstück heißt Calimbe, und vertritt kaum das Weinblatt, womit ein züchtiger Bildhauer seine Bildsäule beschattet. Man kann sich kaum gewöhnen bey Tische neben Weibern zu sitzen und von Sclaven bedient zu werden, die in dieser Tracht gehen.

Die Neger haben wie die Indianer keine andern Gefäße als Flaschenkürbisse, ausgenommen diejenigen, welche an das Feuer gestellt werden. Einige dieser Früchte sind so groß als eine Bombe und sehr schwer; sie hängen sehr hoch, und man müßte für den, welcher unter dem Baume schlafen wollte, billig besorgt seyn.

Ich

Ich könnte leicht noch mehreres von den Sitten und dem Charakter der Neger, von ihrer Behandlung, und den Arbeiten, zu welchen man sie gebraucht, anführen; alles dieses findet man aber in vielen andern Werken, und es ist in allen Colonien gemein. Da ich nur solche Dinge vortragen will, die wenig oder gar nicht bekannt sind, und welche die Guiana besonders betreffen, so führe ich noch nur einige Bemerkungen über die Entweichung der Neger an, welche in unsern Colonien immer sehr gemein ist.

In unsern Inseln kommen Neger, welche durchgehen, nicht weit; der größte Theil derselben wird wieder eingehohlt, und die übrigen welche auf den Bergen im Elende herumirren, können keine Besorgniß erregen. In der Guiana hingegen, welche durch eine Menge fischreicher Flüsse durchschnitten ist, wo in den Wäldern ein Uiberfluß an Wildpret und wildem Obste ist, wo man einen ungeheuren Erdstrich vor sich hat, und wo man nur den Boden ein wenig zu bearbeiten braucht, um hinlängliche Nahrung zu erhalten, hier sage ich, können die Neger leicht gemächlich leben, den Weißen Trotz biethen, und diejenigen tödten, welche sie zu weit in diese öden Wüsten verfolgen würden. Schon mehrere Jahre vor der Revolution bildete sich dreyßig Stunden von Cayenne ein Korps von sieben bis achthundert entlaufenen Negern, deren Wohnsitze wohl bekannt

waren, die man aber nicht zum Gehorsam zurückbringen konnte. Man glaubte allgemein, daß die Colonie verloren wäre, so bald sie die durch eine lange Sclaverey eingesogenen Vorurtheile ablegen und feindlich handeln würden.

Die Lage der Colonie zu Surinam war noch weit kritischer in dieser Rücksicht, und ihre Nachbarschaft war für Cayenne sehr gefährlich. Alle Versuche der Holländer, ihre entlaufenen Neger deren Anzahl sich auf zehn bis zwölftausend belief, wieder zu unterwerfen oder aufzutreiben, waren fruchtlos; sie versprachen ihnen also am Ende Friede und Freundschaft, und ließen sich mit ihnen gleichsam als mit unabhängigen Herrn in Traktaten ein. Ja sie versprachen sogar ihnen jährlich Pulver und Flinten zu verschaffen, unter der Bedingung, daß sie alle neuerlich entlaufene Neger ausliefern würden. Mehrere hundert von diesen Aufrührern, wovon die Holländer wenigstens den zehnten Mann zum Tode verurtheilt hätten, wenn sie dieselben hätten unterwerfen können, setzten sich auf dem französischen Gebiethe fest, wo man sie ruhig ließ, weil man sie doch nicht mit Gewalt hätte wegtreiben können.

Diese Gefahr drohte den beyden Colonien Surinam und Cayenne vor der Revolution; ich weiß nicht, was sich seitdem ereignet hat, doch sieht man leicht, das unpolitische Dekrete über die Freyheit der Neger und ihre falsche Auslegung,

unersetzliche und höchst schädliche Folgen nach sich ziehen könnten. Würden die Neger in der Guiana den Triumph davon tragen, so hätte man nicht mit dem furchtsamen Urbewohnern des Landes zu thun, sondern mit fanatischen und herzhaften Leuten, die in einem unzugänglichen Lande verschanzt sind, und die Europäer zu wohl kennen, als daß sie ihren Versicherungen glauben, und sich ihrer Rache aussetzen sollten.

Dreyzehntes Kapitel.

Nautische Beobachtungen.

Da nicht alle Leser an Nautischen Beobachtungen Interesse finden, so habe ich diesen Abschnitt bis an das Ende aufbewahrt. Ich werde ihn aber nicht mit technischen Ausdrücken überladen, und überhaupt die Trockenheit vermeiden, welche bey Nachrichten von der Art so gewöhnlich ist.

Auf meiner ersten Reise, die ich im Jahre 1784 nach Cayenne machte, hatte keiner von allen, welche sich auf dem Schiffe befunden, die mindeste Kenntniß von dem Lande, nach welchem wir steuerten, und die Nachrichten, welche wir einzogen, waren oberflächlich und so gar widersprechend. Um so mehr suchten wir eigne genaue Beobachtungen anzustellen, die wir unsern Nachfolgern überliefern könnten. Man kann sich sicher

darauf verlassen, weil ich sie von den Schifffahrern im Lande berichtigen ließ und auf meinen verschiedenen Reisen wiederhohlte. Wegen der reißenden Ströme, welche an der ganzen Küste von Guiana bemerkt werden, kann man nicht in gerader Richtung auf den Punct lossteuren, den man sich vorgesetzt hat. Der Lauf und die Schnelligkeit dieser Ströme hängt von der Jahreszeit und andern veränderlichen Ursachen ab, die sich nicht unter Regeln bringen lassen; wer es versuchen wollte, würde nur eine unnütze Neugierde befriedigen, und ich hoffe daß folgende Anweisungen den Schifffahrer auf alle Fälle sicher leiten werden. Viele sind umgekommen, und andere welche sich scheuten an einer unbekannten Küste zu landen, welche einen großen Theil des Jahres hindurch mit dichten Nebeln bedeckt ist, haben aus Furcht den Zweck ihrer Reise ganz verfehlt.

Es ist aber nicht nur den Franzosen an einer genaueren Anweisung gelegen, denn wenn von dem Wege nach Cayenne die Rede ist, so betrifft dieses zugleich die Richtung, nach welcher die Holländer in ihre schönen Colonien zu Surinam, Demerari, Berbice und Essequebo steuern müssen.

Wer von Europa nach Cayenne (welches vier Grade 56 Minuten nördlicher Breite liegt) oder in die holländischen Colonien reist, muß den dritten Grade oder drey Grade funfzehn Minuten der

nördlichen Breite ungefähr hundert Stunden von der Küste aufsuchen. Ist man daselbst angelangt, so kann man keck nach Westen steuern, und mit vollen Segeln die Gegenden durchkreuzen, wo das Meer heftig tobt, und das Wasser bald gelb, bald grünlicht und bald ganz trübe ist. Man findet den Grund fast immer mit dem Senkbley.

Würde man weniger gegen Süden steuern, so könnte man mit den Strömen zu kämpfen haben, und unterhalb Cayenne landen; manchmahl ist es aber, besonders des Sommers sehr beschwerlich, nur einige Stunden weit an der Küste hinauf zu fahren. Näherte man sich aber im Gegentheil dem Equator zu sehr, so könnte man leicht neue Ströme antreffen, die gegen Süden gehen, und man könnte an die Mündung des Amazonenflusses geführt werden, welche sehr gefährlich und nur wenig bekannt ist.

Folgt man genau dem Wege, den ich angegeben habe, so kommt man entweder auf das Cap Cassipour, oder auf das Cap d'Orange, ungefähr dreyßig Stunden von Cayenne; und alsdann muß man das Senkbley häufig auswerfen. — Wenn man bey fünf bis sechs Klaftern Wassers noch kein Land sehen sollte, so braucht man nur den Anker auszuwerfen, und zu warten bis es sichtbar wird.

So bald sich das Wetter aufgehellet hat,

wird man einen grünen Grund entdecken welcher nichts anders als ein Wald großer Bäume ist, und welche auf der ganzen Küste Guianens von sich selbst wachsen*). Man unterscheidet auch Hügel im Innern des Landes, und den Berg d'Argent am Ufer des Meeres, welcher die Gestalt eines Sattels hat, und ganz mit Wäldern bedeckt ist.

Dieser Berg d'Argent liegt in der Bucht von Oyapok, welcher drey große Flüsse aufnimmt, und ein sicherer Ankerplatz für mehrere hundert Schiffe ist. Man ist durch das Cap d'Orange gänzlich von dem Meere geschützt, und ich rathe den Schiffen, welche mehr als zehn bis eilf Fuß Wasser brauchen, daß sie hier die Zeit einer großen Fluth abwarten, um in den Fluß Cayenne zu fahren. Es gibt in der Bucht von Oyapok viele Felsen, wovon die meisten bey niedrigem Meere sichtbar sind; sie sind aber zu nahe an dem Lande, als daß ein Schiff etwas davon zu befürchten hätte.

Von dem Cap d'Orange steuert man gegen Nordwest, und kaum ist man an dem Berge

*) Gewöhnlich geben Matrosen, welche zur Wache ausgestellt sind, sobald man das Land sieht ein Signal, daß Schiffe in der Nähe seyn; man entdeckt aber bald, je weiter man kommt, daß es nichts als jene großen Bäume sind, welche einzeln im Meeer stehen.

d'Argent vorbey, so entdeckt man einen ungeheuren isolirten Felsen, den großen Connetable*), gegen welchen man hinsegelt. Er liegt sechs Meilen von dem schönen Flusse Approvague; ein andrer Felsen, der kleine Connetable, welcher über eine Viertelstunde davon entfernt, und weit weniger hoch ist, wird erst späterhin entdeckt.

Man empfiehlt allen, die nach Cayenne reisen, die größte Vorsicht in Ansehung dieser Felsen, und es scheint, als ob sie in unsern Tagen eben das seyn, was die Scylla und Charybdis bey den Alten waren; zum Glück sind aber die Felsen an der Guiana nicht gefährlicher als die zu Messina. Unser Schiff wurde ausdrücklich abgeschickt, um ihre Lage zu untersuchen, und ich kann nach vielfältigen Beobachtungen versichern, daß der Weg zwischen den beyden Connetables ganz gefahrlos ist, und daß ein eben so sicherer, zwey bis drey Stunden breiter Raum zwischen ihnen und dem festen Lande liegt. Man kann sich

*) Entdeckt man nichts um diese Zeit, welches während der Regenzeit oft geschieht, so muß man noch drey oder vier Meilen in dieser Richtung zurücklegen, den Anker auswerfen, und helles Wetter, um den großen Connetable unterscheiden zu können, abwarten. Wer die Küste genau kennt, braucht diese Vorsicht nicht, weil er den Felsen rechts liegen lassen würde; wer aber diese Küste nie befahren hat, muß darauf Achtung geben.

sich also in dieser Hinsicht aller Sorgen entschlagen, ohnerachtet im letzten Kriege ein königliches Schiff an dem großen Connetable gescheitert ist*). Man braucht nur zu wissen, daß es ein Felsen ist, um es sehr begreiflich zu finden, wie man daselbst umkommen kann, besonders wenn man ihn mit Fleiß nicht ausweicht.

Man fährt gewöhnlich immer zwischen den zwey Connetables und besonders nahe an dem großen vorbey. Man sieht hier in der That etwas, was einzig in seiner Art ist. Dieser große Felsen ist der Zufluchtsort einer unsäglichen Menge großer Seevögel, als der Fregatten, der Rothgänse, der Tropikvögel, u. a. m. Man hört ihr durchdringendes Geschrey über eine halbe Stunde weit, und man wird von abgesonderten Haufen recognoscirt; kommt man näher, so ist man in einer Wolke von Vögeln, vor deren Geschrey man sich selbst nicht mehr hört, und dennoch ist der Felsen noch ganz davon bedeckt. Es ist üblich, daß alle Schiffe eine Kanonenkugel losschießen, damit man die ganze unendliche Menge von Vögeln übersehen kann; ich zweifle aber, ob sie sich alle dadurch stören lassen, wenigstens setzen sich sehr viele sogleich wieder nieder.

*) Selbst aus diesem Unglücke sieht man, wie wenig der große Connetable zu fürchten ist; denn fast die ganze Mannschaft rettete sich, indem sie von dem Bogspriet aus auf das Land sprang.

Da dieser Felsen senkrecht ist; und da sich das Meer immer stark daran bricht, so kann man selten bequem landen, doch gelang es mir zweymahl, und wir richteten jedesmahl eine entsetzliche Verheerung in dieser kleinen Colonie an.

Alle Seiten des großen Connetable sind voll von Spalten, wo man diese Vögel mit der Hand nimmt, und viele sind dumm genug, daß sie sich selbst in der Nähe der Menschen darein verbergen. — Oben auf dem Gipfel kommt man auf eine Fläche, die ganz davon bedeckt ist; man sieht überall nichts als Köpfe, die meisten sitzen auf ihren Nestern, wo sie sich mit den Füssen oder mit Knitteln todt schlagen lassen, während daß die andern um einen herum fliegen, als ob sie einen fressen wollten. Würde ein Einzelner unglücklicherweise hier zurückbleiben, so wäre er ohne Zweifel bald ein Opfer der mütterlichen Zärtlichkeit, besonders da mehrere Arten fürchterliche Schnäbel haben. Wir füllten unser Boot zur Hälfte mit Vögeln und Eyern an; unter welchen einige so groß als Hühnereyer und sehr schmackhaft waren. Wir nahmen auch von den vier Fuß langen Eidexen, die nicht schicklicher wohnen könnten, da Eyer ihre angenehmste Nahrung sind.

Von dem großen Connetable aus entdeckt man in der Ferne sechs kleine Inseln Remire, wovon fünf beynahe vereiniget sind, und Väter, Mutter, die zwey Töchter und die

Unpäßliche heißen. Alle diese Inseln sind voll von Holz und unbewohnt, außer die la Mere, wohin man, wie wir oben sahen, die unglücklichen Aussätzigen verweist.

Wenn man den kleinen Archipelagus von Remire passirt hat, so richtet man sich nach der sechsten von den kleinen Inseln, die man drey Stunden weiter erblickt, und die verlorne Schildwache nennt, weil sie von der übrigen Familie ganz getrennt ist. Sie zieht sich längst der Mündung des Flusses Cayenne hin, man muß eine Kanone abfeuern, und ankern bis ein Lootsmann kommt. Dieser geht mit der Ebbe ab, und begibt sich an den Bord der in der offnen See liegenden Schiffe; einige Stunden hernach führt er sie mit der Fluth in den Fluß. Ehe man dahin kommt muß man über weichen Schlamm fahren, worauf bey niedrigem Meere nicht mehr als vier oder fünf Fuß Wasser sind. Da das Meer bey kleinen Fluthen sich nie höher erhebt, so können auch nur Schiffe, welche neun bis zehn Fuß unter Wasser gehen, zu jeder Zeit einfahren. Die übrigen müssen länger oder kürzer vor Anker im offenen Meere liegen, je nachdem sie tief unter Wasser gehen; brauchen sie mehr als vierzehn oder fünfzehn Fuß, so müssen sie auf die Einfahrt Verzicht thun.

Man muß sich bey dem Eingang in den Fluß vor dem Felsen Aimable in Acht nehmen,

welcher nahe bey dem Fort, und bey niedrigem Meere an der Oberfläche des Wassers zu sehen ist. Sonst ist man der Gefahr des Strandens ausgesetzt; doch braucht man nur zu warten, bis man bey der nächsten Fluth wieder flott wird. So müssen selbst Steuermänner aus dem Lande zuweilen zwey oder drey Fluthen benutzen, um ein Schiff ein- oder auszuführen; dieses rührt von der grossen Menge des weichen Schlammes her, durch den man rudern muß.

Ist man durch den Schlamm, welcher sich an der Mündung des Flusses Cayenne befindet, durchgedrungen, so findet man auf einmahl mehr Wasser, und innerhalb des Forts ist es bey niedrigem Meere überall siebenzehn bis achtzehn Fuß tief. Man wirft bey der Ankunft Anker aus, um sich gegen die Ebbe und Fluth sicher zu stellen.

Da die Taue wegen der Hitze des Wassers und des Schlammes bald faulen, so müssen sie öfters gewaschen werden. Der beste Ankerplatz ist ohngefähr eine Taglänge von dem festen Lande, oder vielmehr von der großen hölzernen Brücke, welche in den Fluß weit genug hervorsteht, daß Chaluppen bey niedrigem Meere daselbst landen können.

Zwölf Stunden unter Cayenne, und vier oder fünf von der Mündung des Flusses Kourou liegen drey kleine Inseln, in deren Mitte ein vortreffli-

cher Ankerplatz ist. Ich weiß nicht, warum man sie bald die Heils- bald die Teufelsinseln nennt. Zwey dieser Inseln sind ganz unbewohnt, und auf der dritten ist nur ein Landwirth mit einigen Negern. Hierher sollten sich die Schiffe flüchten, welche vor Cayenne zu sehr von dem Meere beunruhiget werden, und nachher könnten sie wieder ihre Stellung einnehmen.

Wenn ein Schiff von Cayenne aus eine beträchtliche Strecke an der Küste hinauffahren, und sich zum Beyspiel nach dem Cap de Nord begeben wollte, so wäre das Beste, daß man wenigstens achtzig bis neunzig Meilen in die offene See hinausfährt, und alsdann sich nach dem Ziele zu richtet. Dieses wäre um so nöthiger, wenn man auf die Brasilianische Küste gehen wollte, wenigstens bereueten wir sehr, es nicht gethan zu haben. Als ich mich auf meiner ersten Reise nach Cayenne in die Portugiesische Colonie Para an der Brasilianischen Küste begeben sollte, so hofften wir dieses ausführen zu können, indem wir immer an den Küsten hinauf steuerten. Nachdem wir zwey Monathe lang gegen die Winde gekämpft hatten, fanden wir uns endlich vor dem Fluß des Cap de Nord höchstens siebenzig Meilen von dem Orte wo wir ausfuhren, und wir mußten wegen Mangel an Lebensmitteln nach Cayenne zurückkehren.

Wenn der Zweck unserer Reise gleich verfehlt war, so lernten wir doch die Küsten, die Winde,

die Ströme u. d. m. sehr gut kennen. Folgendes habe ich theils selbst beobachtet, theils von einem Steuermann der Colonie erfahren.

1) Man findet abwechselungsweise an den Küsten Bänke von weichem und hartem Schlamme, und man bemerkt dieses ohne Senkbley schon an der Beschaffenheit des Meeres: denn über jenen ist es glatt, über diesen zuweilen sehr uneben.

2) Da die Ströme immer mehr oder weniger stark sind, und oft in der Richtung des Windes gehen, so muß man immer ein Senkbley im Meere haben, wenn man vor Anker liegt, um zu sehen, ob man fortgetrieben wird. Mehrere Schiffe, welche vor Cayenne lagen, wurden in der Nacht mehrere Meilen weit fortgeführt, und sie bemerkten es erst am andern Morgen.

3) Man muß das Senkbley immer gebrauchen, und sich nicht fürchten, dem festen Lande näher zu kommen, besonders wenn man auf weichem Schlamm ist. Wir strandeten einst darauf, ohne den mindesten Stoß zu empfinden, und wurden bey der Fluthzeit wieder flott.

4) Die Winde ändern sich, wie überhaupt in der ganzen heißen Zone, nur wenig rechts oder links von Osten. Des Sommers gehen sie gewöhnlich von Ost=Südost nach Nordost; in der regnerischen Jahrszeit hingegen richten sie sich mehr nach Norden, und zuweilen ein wenig nach Westen. So schwer es im Sommer ist, längst

der Küste hinauf zu fahren, so leicht ist es alsdann.

5) Die Ströme sind an der Küste der Guiana sehr bedeutend, und in dieser Rücksicht macht das Cap Cassipour zwey sehr merkliche Abtheilungen. Von dem Cap Cassipour bis an den Fluß Maroni, an der westlichen Grenze der Colonie, gehen die Ströme nach der Richtung der Küste. An der Mündung der großen Flüsse gehen sie während der Ebbe eine Zeitlang gegen Norden, in einer gewissen Entfernung aber wieder längst der Küsten.

6) Von dem Cap Cassipour an bis an das andere Ende der Colonie sind die Ströme weit heftiger, und ihre Schnelligkeit vermehrt sich, jemehr man an das Cap de Nord kommt. Daher wird die Schifffahrt in dieser Gegend, welche wenig bekannt und von den Schiffern des Landes sehr gefürchtet ist, immer großen Schwierigkeiten unterworfen bleiben. Zuweilen erhebt sich das Meer an dieser Küste acht und vierzig Fuß bey großen Ebben, und die Fluth dauert kaum drey oder vier Stunden. Bis jetzt ist es unerklärt geblieben, wie eine so beträchtliche Erhöhung öfters nur nach einigen Minuten bewirkt wird.

Ich will noch mit ein paar Worten erwähnen, wie man sich in der Guiana immer Fische verschaffen kann. Man fängt mit Hülfe eines Stück Fleisches, welches an dem Angel befestiget

wird, irgend einen Fisch ohne Schuppen. Nachdem man ihn seiner Stacheln beraubt hat, schneidet man ihm den Kopf ab, und befestiget ihn an einem großen Angel, welcher funfzehn bis zwanzig Klaftern vermittelst eines Bleyes eingesenkt wird. Bald wird ein Hayfisch, welcher anbeißt, das Opfer seiner Gefräßigkeit, und man bedient sich seiner Leber, um andere Fische zu fangen. So verschafften wir uns immer frische Lebensmittel mit dem Fleische des einen und der Leber des andern Fisches. Die Gegend in dem großen Connetable ist besonders ausserordentlich fischreich.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

CARTE
von der
FRANZÖSISCHEN
GUIANA
Maroni
Mana R.
Iroucan-pati
Poste Hollan
Poste Fr.
Conkona
Vill. d'Ind.
Iracoubo R.
Sinamari R.
C. Ouarani
Sinamari
I. du Salut
Kourou R.
Mer cioux
Saut
Kourou
Cayenne
Mahuri R.
C. Sibarigni
Saut
Passcara
Macouria
C. Arimina
Tonegrande
Courcibo
les Cascades
Roura
Approuague R.
Mont d'Argent
Ville d'Indiens
R. de Maroni
Cr. Tigre
Oyac R.
B. d'Oyapok
C. d'Orange
Saut
Tapanahom
C. Saouaiouban
Cr. Galibi
Villes d'Indiens
Ouanari
Mourouacini
Ipourin
Oyapok
Couripi R.
Cassipour R.
Sauts
Houponcou
C. Aralaye
Gabare
Aramontab
Eiparuu
Emerillons
Koura S. Paul
Mission
C. Inini
Mayés
Sicknii
Ouaqui
Banc de Sable
C. Sarcelle
Camopi
C. Lezard
Connani
Connani R.
Aramichaux
Mt. Maye
Lac Ouiwine
Tamouri
Carsewene
Mayacaré R.
Mt. Tripoupou
Aramichaux
Canal de Carapopouri
Lac Mapa
Maraca
Lac Macari
Poste de Vincent Pinçon
Tourlouri
Lac Mapepoucou
Cap de Nord
Roucouyenes
Gde. Montagne
Belle Crique
Manaye R.
Ararouari R.
Arya R.
Carapanatuba R.
Caviana
Machiana
Equateur
Paraná
C. Maguari
M A R A J O

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Galard de Terraube, Louis Antoine Marie Victor de

Neue Reise nach Cayenne, oder zuverläßige Nachrichten von der franzö
sischen Guiane jetzigen Deportationsort der Franzosen

Wien ; Prag 1800

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.463#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449824-9
VD18 10690336-003